

Halbkette aus Silberperlen, mit Edelstein besetzte Schließe.

Bur Volkskunde Oberösterreichs.

Volkscharakter, Trachten, Sitten und Bräuche.

Wenn man das Ohr lauschend an das Herz des oberösterreichischen Volkes legt, so schlägt es einem nach kurzem Zagen und mißtrauischem Bangen bald laut und voll entgegen, und man gewinnt dieses Volk lieb, das, sich selbst getreu, an althergebrachter Sitte und altüberliefertem Brauche mit Zähigkeit und Pietät festhält. Die täglichen Beschäftigungen: Ackerbau, Viehzucht, das kleine Handwerk selbst an den unabänderlichen Lauf der Jahreszeiten gebunden, haben dem oberösterreichischen Volkscharakter eine gewisse Beharrlichkeit und Stabilität eingepägt, umsomehr, da die tägliche Erfahrung oft genug darüber belehrt, daß der Schimmer des Neuen selten gegen die Solidität des Alten aushält. Nur in jenen Kreisen, deren Beruf selbst viel nach außen führt oder die ihre Ansichten nach dem modernen Zuge der conventionellen und wissenschaftlichen Anschauungen formuliren,

finden wir auch in Oberösterreich die Vertreter eines kosmopolitischen Humanismus mit Allem, was darum und daran ist.

Alteutsche Biederkeit, Ehrlichkeit in Handel und Wandel, treues Festhalten an dem von den Vätern ererbten Glauben, tiefreligiöser Sinn, unerschütterliches Gottvertrauen, das nicht wankt und weicht — auch im Unglück nicht, der Glanz keuscher Sitte, wenn auch nicht ohne einige Schlagschatten, Treue im Worthalten gehören zu den Lichtseiten des Oberösterreichers. „Ein Mann ein Wort“, das ist sein Stolz, und die Bekräftigung mit dem Handschlag verpflichtet mehr als anderwärts ein Eidschwur oder ein Vertrag mit einem halben Duzend Zeugen.

Der Oberösterreicher hält etwas auf seinen Grund und Boden, auf seinen Wald und seine Alpentrift, auf sein Handwerk und seine Kunst. Er fühlt sich und freut sich in seinem Besitze und läßt es Andere wohl auch merken, wer er ist. Er liebt es nicht, daß man seinem Selbstgefühl zu nahe tritt. Langsam im Entschluß, läßt er sich in der Ausführung des einmal Beschlossenen so leicht nicht mehr aufhalten. Mit Zähigkeit, ja mit einem ziemlichen Grade von Hartnäckigkeit verharret er bei dem einmal begonnenen Werke. Dabei zeichnet den Oberösterreicher große Herzensgüte aus. Wo die Noth um Hilfe ruft, da greifen hundert Hände zu, und der Arme klopft nicht leicht umsonst an eine Thür. Um dem Massenelend der modernen Zeit zu begegnen, sind zahlreiche Wohlthätigkeitsvereine und Wohlthätigkeitsanstalten im Lande, und dieselben prosperiren nicht blos bezüglich der Zahl derer, die solche Vereine und Anstalten in Anspruch nehmen, sondern auch durch die Anzahl ihrer opferwilligen Mitglieder und durch die Summen, welche von Privatpersonen, von den Gemeinden und vom Lande für solche Anstalten aufgewendet werden.

Aber diese Herzensgüte wird nicht zur Schwäche. Fester Ernst und ruhige Besonnenheit sind dem Oberösterreicher eigen. Wo Gefahr droht, da stellt er seinen Mann. Wenn die Baumstämme von der Felswand herabpoltern, steht der Holznecht ruhig mit seinem Beil daneben; wenn auf der Alm eine Kuh in den Abgrund stürzt, steigt die Sennerin kühn in die Tiefe nieder; wo der Gemsbock durch die Klippen springt, folgt ihm der Jäger und der Wilddieb unverzagt; wenn die entfesselten Elemente toben, stellt man sich ihnen kühn zur Wehr und vor dem Feind hat die „schwarzgelbe Brigade“ — mit Recht wird sie die „eiserne“ genannt — zu der Oberösterreich seine Söhne stellt, noch nie gewankt.

Neben der Opferwilligkeit für wohlthätige Zwecke steht aber auch Sparjamkeit. Im eigenen Hause bringt man häufig den Grundsatz zur Geltung: „Haadern hilft haufen“, das heißt mit Abgetragenen und Abgenütztem sich behelfen, bringt etwas in das Haus; und wenn Ausgaben zu Dingen verlangt werden, die den Leuten nicht nach dem Sinne sind, halten sie ihre Taschen hübsch zugeknöpft oder geben nur mit Jammern und Klagen. Dagegen, wenn es gilt, sich sehen zu lassen, bei Hochzeiten, Jahrmärkten und dergleichen

wird das Geld nicht angesehen, und manch ein übermüthiger Junge hat sich schon die Cigarre mit Banknoten angezündet oder diese beim Tanze den Musikanten nur so vor die Füße geworfen, als wüchsen sie wie Tannenzapfen.

Bei solchen Gelegenheiten geht auch bisweilen alles ernste Wesen verloren. Sonst gutmüthig und friedfertig, setzt es dann gegenseitige Neckereien, Sticheleien, Spottlieder u. s. w., besonders wenn das junge Mannsvolk in „Ruden“, das ist in Rotten aufeinander trifft. Nicht lange währt es, und man kommt vom Wort zur That. Bierkrüge bekommen Flügel, Bänke und Stühle müssen Knittel liefern, oder man geht mit Kaufseisen, Stoßringen und Messern aufeinander los — es beginnt eine solenne Schlägerei; Blut fließt hier und dort, ja selbst Todte hat man schon manchmal hinweggetragen. Besonders der heißblütigere Zuwiertler, der Biertrinker, ist um seiner Kauflust willen bekannt; der ruhigere „Landler“, der Mostmensich, greift seltener zu solch improvisirten Waffen.

Man hat dem Oberösterreicher, besonders dem oberösterreichischen Bauer, nicht selten hochgradigen Egoismus vorgeworfen. Nicht immer mit Unrecht. Aber er hat auch seine Ideale, für die er mit Begeisterung Gut und Blut hingibt. „Gott und Religion“, „Kaiser und Vaterland“ — nicht bloß das eigene „Landel“, sondern das große österreichische Vaterland — das sind ihm Worte von hellem Klang und diese finden jederzeit lauten Wiederhall in der Brust eines rechten Oberösterreichers. Wer ihm diese Ideale angreift, der kann es gründlich mit ihm verderben. Kunst und Wissenschaft haben von altersher zahlreiche Zünger in Oberösterreich gefunden, und groß sind die Werke, welche sie auf diesem Gebiete geschaffen haben — lautsprechende Zeugen für die Geistesvorzüge des trefflichen Volkes. Das schöne Land und das herrliche Volk sind einander werth!

Zur Vervollständigung des Bildes, das wir von den Bewohnern Oberösterreichs zu entwerfen suchten, wollen wir uns auch noch um die üblichen Kleidertrachten umsehen, umjomehr, da das Sprichwort „das Kleid macht den Mann“ nicht ohne alle Wahrheit ist. Dabei sehen wir ab von den höheren Kreisen der Gesellschaft, die sich nach dem Mode-Journal vom Pariser Kleiderkünstler oder von der Modistin ihr Gewand machen lassen, und schenken unsere Aufmerksamkeit den unteren, breiteren Schichten des Volkes. Auch bei diesem hat die Kleidertracht ihre Geschichte und es wäre der Mühe werth, derselben vom germanischen Arcostüm, dessen Einfachheit uns Tacitus so anschaulich schildert, bis zur Solidität der Gewande in den Zeiten Karl des Großen und von der wunderlichen Geckenhaftigkeit der Bauerntracht in jenen Tagen, da der Sohn des Meiers Helmbrecht lebte, bis in die Zeiten zu folgen, da durch den Einfluß Spaniens und Frankreichs auch der oberösterreichische Bauer seine Kleider zuerst nach spanischer, dann nach französischer Manier umzugestalten für gut fand, woraus endlich die Volkstracht unserer Tage sich entwickelte. Doch das würde uns zu sehr in die Weite und Breite führen. Wir

wollen uns darauf beschränken, einige Typen aus der spanischen Zeit und aus der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts vorzuführen.

In den ersten Decennien des XVII. Jahrhunderts trug sich auch der oberösterreichische Bauer nach spanischer Mode, wie auf dem Bilde „Taufzug“, Seite 127, ersichtlich ist. Die Frauen kleideten sich in kurze, bauchige Röckchen mit dünnen Schürzchen. Die Brust umschloß ein mit Seidenbändern verschmürtes Mieder, das unter der vorne offenen, eng anliegenden Jacke hervorjah. Die Schultern umhüllte ein zur Mantille verkürzter Mantel aus schwarzem Tuche und um den Hals legte sich eine faltige Krause. Den Kopf bedeckte ein spitzzulaufender Hut mit schmaler Krämpe und passendem Aufpus oder auch ein schmuckloses Barett. Die Haare mußten wegen der Halskrause so aufgebunden werden, daß sie unter der Kopfbedeckung verschwanden. An den Füßen trug man blaue oder rothe Strümpfe und niedere Leder Schuhe mit mäßigen Stöckchen. Denkt man sich dazu ein hübsches oberösterreichisches Gesichtchen, so wird man finden, daß diese Tracht sehr kleidsam gewesen sein muß. Dasselbe gilt auch von der damaligen Tracht der Männer. Dieselben trugen kurze Leder-Beinkleider, die unter den Knien festgebunden waren, so daß sie über das obere Ende der Strümpfe hinabreichten. Mittelfst Hosenträgern, die man über dem einfarbigen Unterkleide hinweggehen ließ, wurden die Beinkleider am Oberkörper festgehalten. Diesen bekleidete ein hellfarbiger, enganliegender kurzer Rock ohne Kragen, über den eine weiße Halskrause sich herauslegte. Auf dem Kopfe trug man einen spitzigen Hut mit ringsum aufgestülpter Krämpe. Wegen der Halskrause wurde das Haar kurz geschritten und der Bart bis auf kleine Reste an der Oberlippe oder auch am Kinn wegrasirt. Die Schuhe waren denen der Frauen ähnlich und an den Händen trug man Handschuhe oder auch nicht.

Wesentlich anders gekleidet treten uns Bauern und Bürger in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts entgegen. Die Bäuerinnen, und was an Kleidung ihnen gleich, waren mit einem bis zu den Knöcheln reichenden, ziemlich engen Kleide angethan, dessen Taille unschön kurz war. Die Ärmel waren eng und an der Handwurzel mit einem gefälten Besatz versehen, ebenso der Saum des tiefausgeschnittenen Leibchens. Auch am unteren Saume des Kleides war ein solcher Besatz (Solant) angebracht. Darüber trug man lange, breite, faltenlose Schürzen. Die Brust verhüllten meist zwei buntfarbige oder geblumte Busentücher. Zur Bedeckung des Kopfes bediente man sich der sogenannten Messel- oder Pfeffertücher, das sind rothbraune Tücher mit gelblichem, geblumtem Saume, die man so um den Kopf band, daß die zwei Seitenzipfel im Nacken zu einem Knoten geschlungen wurden, während der dritte frei auf den Rücken hinabfiel. Über dem Kopftuche beschattete das Haupt ein breitkrämpiger weißer oder schwarzer Filzhut mit niederem Stocke, um den sich eine graue oder schwarze Schnur wand. Lichtblaue Strümpfe und lederne Halbschuhe

mit niederen Abfäzen schützten die Füße. Die Bauern trugen lange, bis zu den Knöcheln reichende Tuchröcke mit aufstehendem Kragen, kurze, enge Hosen von schwarzem Leder (Culotte), unter welchen bei den Gebirgsbewohnern die nackten Knie hervorsahen. Die Füße und die Unterschenkel stakten in weißen Strümpfen mit blauem Zwickel, und über diese zog man starke, bis über die Knöchel reichende Bundschuhe. Eine geblumte Weste von Sammt oder Seide, mit grünen, gelb gestreiften Hosenträgern darüber, und ein lederner Leibgurt, mehr oder minder kostbar gestickt, ergänzten die Bekleidung des Leibes. Den Kopf bedeckten die Männer unfehlbar mit einer schwarzen baumwollenen, mitunter auch seidenen Schlafhaube, die man meist auch noch aufbehielt, wenn man den schwarzen, cylinderförmigen Hut mit mehr oder minder hohem Stocke und ziemlich breiter geschweifeter Krämpe abnahm. Das war der Sonntagsstaat der Bauern noch vor einem halben Jahrhundert. Das Wochengewand war wenig davon verschieden, nur von minderem Stoffe, und dazu bei den Männern der unvermeidliche „Fürsleck“, das ist ein blauer Schurz, den man zum Schutze des übrigen Gewandes um den Leib festband.

Diese Formen wiederholten sich allenthalben mit geringen Variationen, indem statt des breitkrämpigen Weiberhutes eine stockförmige Ohrenhaube den Kopf bedeckte, oder indem von den Mannspersonen auch Röhrenstiefel mit Quasten oder Rosetten am vorderen Rande und Hüfte mit oben sich erweiterndem Stocke vorgezogen wurden. Im Gebirge jedoch liebte man von jeher den grünen Hut mit breitem Bande, mit Gamsbart und Schildhahnsfedern. Der Innviertler dagegen zog für gewöhnlich dem langen Rock die kurze Jacke vor; nur die Verheirateten erschienen auch dort an Festtagen im langschößigen Rocke zum Kirchenbesuche.

Wie sich um dieselbe Zeit Bürger und Bürgerfrauen in Oberösterreich kleideten, zeigen uns zwei recht typische Porträt-Copien von Sensenschmiedleuten aus dem oberen Kremsthal. Der Frau liest man nicht blos die selbstbewußte Behäbigkeit aus dem hübschen Antlitze, diese zeigt sich auch in ihrem Anzuge. Derselbe besteht aus einem tiefausgeschnittenen Seidenkleide mit hoher Taille und mit mächtigem grauseidenen „Fürtuche“ (Schürze) davor. Die Ärmel sind über den Achseln ziemlich stark aufgebauscht („Schinkenärmel“) und um den bedeutenden Brustauschnitt reich eingesäumt. Der deutsche feinsche Sinn hat aber eine Decolletirung nicht geduldet, darum ist die Brust züchtig mit einem großen gelben, gemusterten Busentuche aus schwerer Seide verhüllt. Auf dem Haupte ruht die echte schwere „Goldhaube“, welche wohlhabende Bürgerfrauen bei Hochzeiten und hohen Kirchenfesten zu tragen pflegten. Unter derselben verbirgt sich fast völlig das in Scheiteln hinter die Ohren gekämmte und offenbar in einem Knoten aufgebundene Haar. Der reichen Goldhaube entsprechen das zierliche Goldkettchen um den junonischen Hals mit Brillantkreuzchen, sowie die goldenen Ohrringe mit Brillantrauten

und die Ringe an der linken und rechten Hand vollkommen, um den Eindruck der Wohlhabenheit zu vervollständigen.

Den selben Eindruck ruft das Porträt ihres Gemals hervor. Frei und offen schaut das Auge in die Welt. Auf dem glatt rasirten Angesichte liegt es wie ruhiger Ernst, fast mit einem gewissen Anfluge von Stolz. Den Leib umhüllt ein Rock von grünlichem Tuche mit im Nacken sich empordrängendem Sammtkragen und vor der Brust reich verschnürt. Dazwischen schaut eine Weste von schwerem, buntgeblumtem Sammt und der mit Pfauenfedern ausgenähte Bauchgurt hervor. Den Hals umfängt ein zusammengefaltetes Seidentuch, über das sich der weiße Hemdkragen stülpt, als wäre er die Grundidee zum späteren „Vatermörder“. Am kleinen Finger der rechten Hand steckt ein goldener Siegelring. Im Gedanken müssen wir uns das kraftvolle Bild ergänzen durch einen steifen Hut mit hohem, nach oben sich erweiterndem Stocke und geschwungener Krümpe zur Bedeckung des bei Geschäftsjorgen in Ehren ergrauten Hauptes. Dazu eine gem- oder hirschlederne schwarze Kniehose, die unter den Knien über die grünen Strümpfe zusammengebunden ist, und niedere Schuhe mit Silberchnallen an den Füßen.

Heutzutage sind die Hüte und Ohrenhauben der Bäuerinnen verschwunden, nur in den hintersten Gebirgsthälern, um Hallstatt und St. Wolfgang, tragen sie noch etliche alte Weibchen. Die unschöne kurze Taille und die tiefen Büsenauschnitte an den Frauenkleidern sind außer Brauch gekommen; selbst die solide „Goldhaube“ ist im Aussterben begriffen und mit ihr verschwinden die schweren Halsketten (siehe das Bild zu Beginn dieses Aufsatzes) mit acht bis zehn Gängen silberner Perlen und kostbar in Filigran gearbeiteter, mit Perlen und Edelsteinen besetzter Schließe, welche Bauer- und Bürgerfrauen als Festschmuck zu tragen pflegten. Auch die Männer haben die unförmlichen Hüte und die langschößigen Röcke abgelegt und die Kniehosen mit den Allerweltspantalons vertauscht. Aber auch heutzutage findet man in der Kleidung des oberösterreichischen Landvolkes noch charakteristische Züge. Der Bauer vom Florianer Weizenboden hält auf kostbaren Anzug: Rock und Beinleid müssen von feinstem Tuche sein; an der Weste ist eine dichte Reihe imposanter Silberknöpfe. Hier trägt auch die Bäuerin zur Hochzeit noch die schwere Goldhaube und kleidet sich in Seidenrock und Atlasjacke, und es mag schon sein, daß ihr Anzug bei solcher Gelegenheit mehr werth ist „als die Garderobe eines ganzen Mädchepensionates in Tüll und Barège“. Den kleinen runden Hut feck aufs linke Ohr zu setzen, das versteht nur der sanguinische Inwiewertler Burtsche, und den Kamm hoch in das aufgebundene Haar zu stecken und das seidene Kopftuch als pures Decorationsstück zu verwenden, weiß nur die Inwiewertlerin fertig zu bringen. In den übrigen Vierteln dient das allgemein gebräuchliche Kopftuch nur zur mehr oder minder bescheidenen Umhüllung des Scheitels und Hinterhauptes. Der Mühlwiewertler trägt noch die baumwollene Zipfelmütze

unter dem Hute und kann sich zeitlebens vom „Fürfleck“ nicht trennen, die Mühlvierthlerin aber liebt die grellen Farben an den Kleidungsstoffen. Im Gebirge sehen wir noch häufig, bei den Jägern durchwegs, die lederne Kniehose und grüne oder weiße Wollstrümpfe, welche die nackten Knie hervortreten lassen, und dazu den grünen Jägerhut mit Gamsbart und Schildhahnsfedern. An den Füßen starke „Scheankenschuhe“, einen gewaltigen Bergstod in der Hand, steigen sie sicheren Schrittes in den „Schlag“ und in die schroffen „Mauern“ und grüßen Berg und Thal mit herzhaften „Zuchzer“ und „Jodler“.

Von der Wiege bis zum Grabe haben Brauch und Herkommen, Sitte und Mythe bei allen Völkern das Menschenleben mit einem Kranze von mehr oder minder sinnigen,



Sensenhniebleute aus dem oberen Kremsthal (um 1830).

oft aber tiefgefühlten und hochbedeutfamen Zügen umflochten. Hier soll jedoch nur auf solche, welche das Leben des oberösterreichischen Volkes besonders charakterisiren, hingewiesen werden.

Ist in einem Hause „der Ofen zerbrochen“ oder hat die Hebamme „aus einem nahen Brunnen, Bache oder Flusse ein Kind herausgezogen“ und in das Haus gebracht, so wird vor Allem

der Hausvater, falls derselbe abwesend sein sollte, von der wahrscheinlich nicht unerwarteten Vermehrung seines Hauspersonales benachrichtigt. Ist der Vater etwa ein Holzarbeiter im Salzkammergute und bringt man ihm die Nachricht hinaus in die „Holzstube“, daß sein Weib „nach Rom gereift sei“, so wird ihm von seinen Mitarbeitern „ausgeläutet“, das heißt sie greifen nach allen möglichen und unmöglichen Gegenständen, mit denen sich Lärm machen läßt, nach alten Pfannen, Hafendeckeln, Blechtöpfen, Glocken, Pfeifen u. s. w., um sie als Läut- und Musikinstrumente zu benützen und den Glücklichen eine Strecke auf dem Heimwege mit infernalischer Musik zu begleiten. Das neugeborne Kind wird hier und da (Weyer) unter den Ofen gelegt. Der Vater hebt es auf und nimmt es in die Arme, worauf es das erste Bad erhält. In dasselbe wird dem Kinde ein Rosenkranz gelegt, damit es dereinst gerne bete; ein Ei (im Dialect „Da“), damit es keine Miße

(im Dialect „Daß“) bekomme, ein Geldstück, damit es ihm nie im Leben an Geld fehle; doch muß man das benützte Geldstück darnach einem Armen geben. Auch einen Kalender gibt man in das erste Bad, damit das Kind leicht lerne. Ist es ein Mädchen, so fügt man auch noch eine Spule hinzu, damit es eine fleißige Spinnerin werde, und soll das Kind blondhaarig werden, taucht man etwas weiße Baumwolle in das Bad. Das Wasser des ersten Bades schüttet man zu einem Apfel- oder Birnbaum, je nachdem das Kind ein Knabe oder ein Mädchen ist. Das ist von nun an der Lebensbaum des Neugeborenen. Dorrt der Baum ab, so stirbt auch, meint man, das Kind bald.

Inzwischen hat sich der Vater auf den Weg gemacht, um sich „Gevattersleute“, das ist Patenleute, zu bitten. Mit einem Haselstock in der Hand bricht er auf. Bei dem Hause angekommen, wo er sein Anliegen vorbringen will, bittet er den Hausvater zu sich heraus, läßt sich vor ihm auf das rechte oder linke Knie nieder und legt dabei die eine Hand auf das obere Ende des Haselstockes oder ergreift denselben etwas tiefer unten mit der Hand, je nachdem ihm ein Bube oder ein Mädchen geboren wurde, und bittet, ihm „das christliche Werk“ zu erweisen. Nicht leicht schlägt man es ihm ab, er wird vielmehr mit Freunden in das Haus geladen und mit dem landesüblichen Ehrengerichte, Eier im Schmalz, bewirthet.

Findet der Vater für gut, an die Gevattersleute, mit denen die Angelegenheit ohnehin schon besprochen ist, einen Boten zu schicken, so macht sich der erst recht eine Ehre daraus. Mit einem Blumenstrauß auf dem Hute und mit dem besten Gewande angethan tritt er mit frommem Gruß in das Gevatterhaus und sagt seinen Spruch auf:

„I bin auf ein' Schimmel herg'ritt'n
Für'n N. N. ins G'vatterbitt'n.
Ees werd's eahm dō Bitt' nōt a'schlag'n
Und eahm das christlō Werk nōt verjag'n,
Daß's eahm sein Kind aus der Tauf thoats hōb'n,
Und daß's eahm an christlōg'n Nam thoats gōb'n.
Und iazt thaat i halt bitt'n um an Darinschmalz,
Oder um a Fleisch, ein warm's oder kalt's,
Um ein weng ein Most, daß i amal kan trinka,
Und daß i nachher wieder mag springa

Über Zäun' und Grab'n, über Dorn und Stoan
Za'n Badern und za'n Kinderl, za'n floan.
Müeßt's aber aa bald nackerkemma,
Und müeßt's ein weng ebbas mitnema,
Für's Kinderl und für'n geistlōg'n Herrn,
Daß's ees mit ein Trinkgeld mögts ehr'n.
Nachher wird ein weng ein Gh'n ang'stōllt,
Und dazue wird allerhand Lustigs verzōhlt,
'N Kinderl und Gvadaleut'n z' Ehr'n;
Das thuet enk der liebe Gott nōt verwōhr'n.

Und iazt is mein Spruch z'End,

I bitt enk schön, daß's mir niz üb'l nehmts.“

Die Gevattersleute beeilen sich, neue, schon in Bereitschaft gehaltene Schuhe und das Festtagsgewand anzulegen und sich in das Elternhaus des Neugeborenen zu begeben. Sie begrüßen die Eltern ihres neuen „Gōd'nkinds“, stecken demselben das „Krōszngeld“, drei Bröcklein Brot, drei Pfennige und drei „Palmnudl“ (Weidentägchen vom „Palmbaum“)

in die Windeln und folgen mit dem Vater der Hebamme, die das Kind zur Kirche trägt. Dabei werden sie von befreundeten Häusern her, besonders wenn das Kind das erstgeborene und ein „Prinz“ ist, mit Freundschaften begrüßt. Nach der Taufe wird im Wirthshause oder daheim das Kindmahl gehalten. Bei Allem haben die Betheiligten ja wohl acht, daß dem Täufling nichts begegne oder geschehe, was von schlimmer Vorbedeutung für sein Leben sein könnte. Diese Objsorge erstreckt sich in den folgenden Sechswochen auch auf die Mutter des Neugeborenen. Letztere wird darum hier und da Abends „niedergesegnet“,



Taufzug; Costümbild aus dem XVII. Jahrhundert.

indem man eine geweihte Wachskerze anzündet, dreimal um die Wöchnerin damit im Kreise herumfährt, dabei jedesmal das Kreuzzeichen macht und spricht:

„Ich segne dich nieder mit Christi Fleisch und Blut,
Ist für (das ist: gegen) jeden bösen Feind gut.

Drei Tage nach der Taufe bringt oder schickt die „God'n“ (Taufpathin) das „Vorweiset“ und das „Wuterlg'wandl“. Jenes besteht aus sechs Semmeln, 101 Eiern, einem Quantum Schmalz und einer schwarzen Henne. Der Vater köpft letztere sogleich, denn, wenn sie auch nur einmal im Hause fräße, so würde aus dem Kinde ein Dieb. — Reste altheidnischer Opfergebräuche sind hierin unverkennbar.

Nach den Sechswochen, ja nicht früher, wird die Wöchnerin kirchlich „hervorgefegnet“. Auf den Weg zur Kirche nimmt sie etwa ein Semmelzipflein, das sie mit Muttermilch befeuchtet hat, zu sich. Wer ihr zuerst begegnet, ruft: „'s Zipfl her!“, „'s Zipfl her!“. Je nach dem Geschlechte des Rufenden wird das nächste Kind ein Knabe oder ein Mädchen sein. — Meint man daheim, die Mutter werde bald nach Hause kommen, so verbirgt man das Kind in einem nahen Haselbusch und die Mutter muß es suchen.

Innerhalb der folgenden sechs Wochen stattet die Mutter bei den Gevattersteuten persönlich ihren Dank ab und ladet dieselben zum eigentlichen „Weiset“, das ist zu einer Mahlzeit ein. Auch hierbei setzt es wieder Gaben und Gegengaben ab.

Von nun an suchen Eltern und Kinder die „Göd'neute“ jährlich regelmäßig auf und der kleine „Göd“ und die kleine „Godl“ erhält dabei zuverlässig am Ostermontag die „God'neier“ und zu Allerheiligen den „Heiligenstrikel“, an manchen Orten auch noch zu Neujahr einen „Wecken“ und Lebkuchen. — Ist aber das „God'nfind“ sechs Jahre alt geworden, so erhält es das „mittlere G'wand'l“, und hat es endlich das zwölfte Jahr zurückgelegt, bekommt es seine „Abfertigung“, beides in einigen Kleidungsstücken bestehend. Bei der Abfertigung ist immer ein größeres Hemd mit inbegriffen, bestimmt zum Todtenhemd des God'nfundes.

Damit enden die Gaben, welche die „Göd'neute“ ihren „Göd'nfindern“ verabsolgen, aber ein pietätvolles Verhältniß zwischen ihnen, ähnlich dem zwischen Eltern und Kindern, bleibt fortbestehen. Fast dieselben Beziehungen entstehen zwischen „Firmgöd'n“ und „Firmgödeln“ und deren Pächten.

Jährlich kommt zu den Kindern der heilige Nikolaus, bald zur Freude, bald zum Schrecken, bald lohnend, bald strafend. Am feierlichsten hält er seinen Umzug in der Gegend von Windischgarsten. Am Vorabend des Nikolaustages (6. December), wenn es bereits ganz finster geworden ist, kommt es an das Haus heran. Man hört vor der Thüre Kettenklirren und Schellenklingen. Drei laute Schläge an die Thüre, und hereinkommt ein Zug seltsamer Gestalten. Voran schreitet, die Zinful auf dem Haupte, angethan mit Chorhemd und Wespertmantel, den Bischofsstab in der Hand, der Niklaherr, der Allwissende, dem sein kleiner Finger Alles offenbart. Ihn begleitet, mit allerlei Flitter behangen, die Niklahfrau, freundlich und hold, die Mädchen zu fleißiger Handarbeit mahnend. Hinter dem Niklaherrn und der Niklahfrau kommt deren Gefolge mit Gaben für die guten, aber auch mit Birkenreisern für die bösen Kinder beladen. Die letzteren bedroht der Krampus, eine Schreckgestalt mit Hörnern auf dem Kopfe und mit heraushängender rother Zunge, in dichten Pelz verummumt und mit rasselnder Kette. In deren Gerassel mischt sich das Meckern der Habergeiß, einer weißumhüllten Gestalt, die bald, grauig genug, ihren langen Hals hoch emporreckt, bald in sich selbst zu versinken scheint.



Sanct Nikolaus in Kindergärten.

J. G. G. G.

Nicht minderen Schrecken erregt bei den Kindern der Klaubauf, eine Riesengestalt mit ungeheurem Bart und einem Rückenkorb, aus dem es wie Kindeswimmern laut wird; auch Hände und Füße, wie von Kindern, strecken sich aus dem Korb hervor oder es baumelt wohl gar daran ein Kopf nieder. Jetzt hört man von draußen ein erschreckliches Grunzen; der Leutfresser naht, eine Figur mit einem Schweins- oder anderem Thierkopf statt des Menschenhauptes auf den Schultern, Krallen statt der Finger und statt der Füße Pferdehufe, die mit Macht den Boden stampfen. Er frisst die bösen Kinder, nachdem sie im Nikláland gemästet worden sind. Hierzu kommen noch Jäger mit Hirschgeweihen auf dem Kopfe, winzige Zwerge mit ellenlangen Bärten und Riesen, die mit den Köpfen bis zur Stubendecke reichen, aber bald kleiner bald größer werden, Einsiedler und anderer abenteuerlicher Troß.

Der Nikláherr hält nun mit den Kindern, die sich ängstlich in den Winkel hinter dem Tische geflüchtet haben oder die Mutter beim Kleide festhalten, strenge Prüfung und spendet Lob und Tadel nach Verdienst. Sodann befragt er seinen kleinen Finger, der ihm alle Fehler und Vergehen, sowie alle Vorzüge und Tugenden der anwesenden Kinder offenbart. Schon will der Krampus nach einem der Buben greifen, der es sonst am festesten zu treiben pflegt, jetzt aber ganz verduzt im Tischwinkel hockt; aber die gütige Nikláfrau tritt schützend dazwischen. Doch bekommt der kleine Thunichtgut eine Hand voll tauber Küsse und eine Birkenruthe zum Geschenk, welche letztere ihn, wenn er je wieder „schlimm“ sein sollte, von selbst durchbläuen wird. Die guten Kinder dagegen werden reichlich beschenkt. Dabei bekommen sie Brode, welche den Niklá, den Krampus, Hirsche und dergleichen vorstellen.

Hat der Oberösterreicher die Kinderschuhe ausgezogen und ist er in die Jugendjahre eingetreten, beginnt dem Bürschchen der Bart an der Oberlippe hervorzustechen, so fängt ihn wohl auch sonst der „Haber zu stechen“ an. Er gesellt sich mit seinen Altersgenossen in eine „Rud“ (Notte) zusammen. Mit einander gehen sie, mit einander zechen sie, mit einander singen sie, mit einander tanzen sie, mit einander ziehen sie zum „Kirta“ (Kirchtag, Jahrmarkt im Dorf), mit einander und für einander raufen sie, und besitzt der Eine oder der Andere von ihnen „einen Schatz“, so bringen sie ihm mit einander wohl auch einmal ein Ständchen dar.

Doch bleibt bei solchem Liebes-Stelldichein, beim „Gasselngehn“ und „Fensterln“ in der Regel jeder lieber allein, ja er wacht wohl eifersüchtig darüber, daß ihm kein anderer „in's Gän“ geht, sonst setzt es Hieb und Stich und Blut.

In stiller Abenddämmerung, bei hellem Mondschein und Sternepunkeln, in winterlicher Kälte oder in lauer Sommernacht geht der „Bua“ zu seinem „Dirndl“. Da pflegt es hinter dem Walde oder jenseits des Thales oder von einer Bergeshöhe her u. s. w.

laut zu werden; in der Stille der Dämmerung, im Dunkel der Nacht erschallt lautes Lachen, Pfeifen und Singen:

„Scheint der Man,¹ scheint der Man,
Her über's Gras;
Wenn ander' Leut schlaf'n,
Geh' i zu mein Schatz.“
„Wann ander' Leut' schlaf'n,
Und i bin nu² auf;

Ast geh' i za'n Menschern,
Sie machent mir auf.“
„Wann der Man so schön scheint,
Scheint er über d'Stiagl;
Nimmt sunsten koan Bua,
Nimmt der Nachbarn-Nigl.“³ u. f. w.

Kommt der singende „Bua“ in die Nähe des Hauses, wo er ein „Dirndl“ sucht, so wird er still. Heimlich geht er — von wegen des Bauers oder des Hofhundes — zum Kammerfenster und meldet sich durch Käufern, Klopfen, leises Hineinpfeifen, oder er singt in bäuerlichem Piano zum Fenster hinein:

„Dirndl, wie denkst dir denn
Wann d' Buam bei'n Fenster steht?
I denk mir allemal:
Hätt i di bal.“⁴

„Schwarzaugats Dirndl,
Steh auf von dein Bött;⁵
Deine Augerl hast zua,
Aber schlaf'n thuast nôt.

Meldet sie sich nicht, so singt er geduldig weiter:

„Dirndl i geh her von Hespersebt,
Wo der Bock auf'n Ghürnern⁶ geht,

Wo's Hau'n und Kotschaufeln schleif'nt,
Wo's 'n Menschern in d'Herzen greif'nt“ u. f. w.

Meldet sie sich noch nicht, so fängt er wieder an:

„I geh da herzua in broatn Auger,
Da göngt⁷ mir der Tod
Mit ein' Sackl voll Brod;
Nimmt halt glei ein Muggl⁸
Und wirft mir'n her auf'n Bugl;⁹

Wi g'rennt a kugl-kugl
A scheid-scheid, a fall-fall
Siebzehn Leith'n¹⁰ achtzehnmal.
Gelt Dirndl, iazt meld'st di bal?“¹¹

Meldet sie sich noch immer nicht, so singt er weiter:

„He, Dirndl, so rö do¹¹ ein Wartl,¹²
Sunst wachst dir ein Bartl
Wie ein mitters Groamatfarl.

Hast g'hört! Hast denn Noh gößn,¹³
Oder hat jö's Nöd'n a so verjöß'n?“¹⁴

Meldet sie sich gar nicht, so wird er zornig und singt Trutz- und Spottlieder, wie

„Dirndl, wannst mir ein' Spensau gibst,
Leihst mir ein' Strick;

Sitz aufher auf's Fenster,
Schau nacher du Flüg.¹⁵

¹ Mund. ² noch. ³ Nikolaus. ⁴ bald. ⁵ Bett. ⁶ Hörnern. ⁷ begegnet. ⁸ großes Stück Brod. ⁹ Rücken. ¹⁰ Abhang. ¹¹ rede doch. ¹² Wörtlein. ¹³ geessen. ¹⁴ verjessen, verjett. ¹⁵ Lieberliche Person.

Geht er endlich unverrichteter Sache hinweg, so singt er etwa:

„Guetö Nacht über'n Bes'n,
 I bin der Recht' nôt g'wes'n.
 Wan i der Recht g'wes'n waa(r).

Thaat i ein guetö Nacht nehma aa.
 Guatö Nacht über's G'holzt,¹
 Du waarst schon die Recht', wannst wollstst.“

Er bekömmt aber wohl noch vom Fenster her zu hören:

I gib dir foan' Spensau,
 I leih dir foan Strick;

Wannst ein braver Bua bist,
 Gehst voneh² zu foar³ Flüg u. j. w.

Oft genug nimmt leider die Geschichte eine andere Wendung und von den bedauerlichen Folgen wissen die Matrifenbücher, die Vormundschaftsbehörden, mitunter selbst die Criminalacten zu erzählen, besonders in den Gebirgsgegenden, wo das Axiom gilt: „Auf der Alm gibts foan Sünd.“

Anders jedoch nimmt man die Sache unten im Thal. Hat ein „Holzknecht“ Veranlassung gehabt, einen nächtlichen Besuch in einer Almhütte zu machen, so wird er nach seiner Rückkehr am Morgen von seinen Kameraden „geschliffen“. Man packt ihn beim Kopf und bei den Füßen und hält ihn mit der Reversseite des menschlichen Angesichtes, die man sonst zum Sitzen zu gebrauchen pflegt, über einen Schleifstein, den man so lange in rotirende Bewegung setzt, bis die Hose zerrissen ist und wohl noch etwas mehr in Mitleidenschaft gezogen wurde.

Aus solchem Umgange der Geschlechter mit einander entstehen manche Ehen, aber nicht allzuwiele. Zumeist geht es beim Abschluß einer Heirat ziemlich trocken und geschäftsmäßig her, denn „Heiraten ist nicht Klappentauschen“. Und hält man auch auf das Wort: „Eigener Herd ist Goldes werth, ist er gleich arm, hält er doch warm“, so kennt man auch das andere: „Heirat in Eil' bereut man mit Weil“. Auch um die Heirat hat sich ein reicher Kranz von Bräuchen und Meinungen geschlungen, welche diesen so entscheidenden Schritt im Menschenleben feiern und weihen. Doch finden wir die hierbei in Oberösterreich üblichen Bräuche fast durchwegs auch anderwärts wieder und gedenken daher nur einiger eigenthümlicher Züge Oberösterreichs.

Gehen die Brautleute selbst oder in deren Namen, wie es gewöhnlich geschieht, ein „Leutelader“ zu den „Freunden“, das ist Verwandten und Nachbarn, einladen und bringen sie dabei ihren Spruch vor, so endet derselbe hier und da mit den Worten: „Und nun thaat'n ma bitt'n um ein' Henn' oder ein' Hahn“, oder es nahm gar der Leutelader schon aus dem Hause der Braut einen schwarzen Hahn mit auf den Weg. Fast in jedem Hause wird daraufhin eine Henne oder ein Hahn, wo möglich von schwarzer Farbe, verabreicht. Die armen Thiere werden an den Füßen gebunden und Stück für Stück an

¹ Gehölze, Wald. ² von vornchnein. ³ feiner.

einen Stecken gereiht und über der Achsel von Haus zu Haus mitgeschleppt. Dafür ist aber auch eines der Gerichte beim Hochzeitsmahl — und zwar beim eigentlichen Mahl — eine Nudelhenne, wozu Meth und Wein getrunken wird. Es ist kaum zu verkennen, daß es sich dabei um den Nachklang eines heidnischen Opfers und Opfermahles handelt. Jetzt hat man diesen Hochzeitshühnern eine andere Deutung untergelegt. Je nachdem man mehr Hähne oder Hennen heimbringt, sollen den künftigen Eheleuten mehr Knaben oder mehr Mädchen beschert werden.

Zu den wichtigsten Vorbereitungen zur Heirat gehört allenthalben die Herstellung der Ausstattung oder der Primiß (Praemissa oder Primitiae?). Darunter versteht man den Hausrath, den Braut oder Bräutigam in das Haus, auf welches sie zuheiraten, mitbringen. Es sind das Stuhl- und Schublackasten, Aufsatzkästchen mit Glashüren, gefüllt mit Kleidern, schneeweißer Leinwand, sorgfältig gehecheltem, zu Kisten geflochtenem Flach, mit feinerem Küchengeräth u. s. w. Ganz besonders aber gehört dazu das „Heiratsbett“ oder auch mehrere Betten, hochauf mit Bettzeug gefüllt, und, handelt es sich um eine Braut, auch noch Kocken, Spinnrad und Haspel, zierlich gearbeitet und von einem ländlichen Künstler bemalt. Haben Brautmutter, Schneider, Nähterin, Tischler alle die Herrlichkeiten zu Stande gebracht, so werden diese Brautgüter, die Primiß, im Hause zur Schau ausgestellt, und wer dieselben bewundern will, ist willkommen. Die Nachbarin mit ihren Kindern, Jugendgefährtinnen der Braut, Basen und Muhmen, Göd' und God'n u. s. w. unterlassen es nicht, diese Hochzeitschätze zu besichtigen und zu bewundern und den aufgestapelten Reichthum und Flitter noch durch selbst herbeigebrachte Gaben zu vermehren. Wen man ehren will, dem „gibt man etwas in die Hochzeit“. Zum Heiratsgut gehören auch eine oder zwei Kühe nebst einer Kalbin, ähnlich wie bei den Germanen zur Römerzeit vom Freier Kinder gegeben wurden, um die Braut aus dem Mundverhältnisse zu lösen.

Am letzten Tage vor der Hochzeit oder auch schon etwas früher, ausnahmsweise auch erst am Tage nach der Hochzeit, erfolgt das feierliche Primißführen, wie der Innviertler, oder das Brautgüterführen, wie der Mühlviertler sagt, das heißt das Überführen der Heiratsausstattung aus dem Elternhause der Braut, respective des Bräutigams, in die neue Heimat derselben. Betten, Schränke, Kisten, Tische u. s. w. werden auf sauber angestrichene Leiterwagen gebracht, zu oberst das Spinnrad und der Haspel oder aber eine Wiege. Je mehr Wagen zum Transporte nothwendig sind, desto nobler. Jeder derselben wird mit vier stattlichen Rossen bespannt, die in den schönsten, mit Bändern und Blumen verzierten Geschirren prangen und stolz ihre Last ziehen. Hinter dem Wagen folgt die Brautkuh nebst Kalbin, von deren Hörnern bunte Bänder flattern. Den Schluß macht die Braut, respective der Bräutigam, mit einem Handkorb am Arme, in welchem die Braut

ein Hemd und ein Halstuch für den Bräutigam liegen hat. Ist der überfiedelnde Theil der Bräutigam, so hat er im Korbe verschiedene Tüchel für die Dienstleute in seiner neuen Heimat.

So setzt sich der Zug unter Büchsen- und Peitschenknall in Bewegung, im Mühlviertel auch von Musik begleitet. Aus den Häusern herbeieilende Zuschauer ziehen vor dem Zuge eine Schnur oder eine Stange quer über den Weg oder schließen ein offenstehendes Gitterthor vor demselben zu, als wollten sie ihn aufhalten, und Braut oder Bräutigam muß für Gewährung der Weiterfahrt eine kleine Gabe reichen. Im Mühlviertel wird der Weg manchmal förmlich verbarricadirt. Dort sucht man auch in den Häusern, an denen der Zug vorbeigeht, irgend etwas zu erhaschen, was man dann der Braut gleichsam für ihren Hausrath bringt. Besonders ist es auf eine Wiege abgesehen, wenn nicht ohnehin schon eine solche unter den Brautgütern sich befindet, oder auf Hühner. Kann man eine Henne erwischen, so wird sie in einen bereitgehaltenen Sack gesteckt, und so vieler man deren auch habhaft wird, sie folgen alle der ersten in die Tiefe des Sackes.

Führt der Weg an einem Wirthshause vorüber, so pflegt man dort etwas Halt zu machen; die Wirthse sehen es nicht gerne, wenn man so ohne Gruß bei ihnen vorbeifährt.

Kommt der Zug endlich bei dem Hochzeitshause an, so findet man dasselbe versperrt. Nichts rührt sich in demselben, es ist wie ausgestorben. Man muß sich erst anmelden und sagen, daß man etwas hergebracht habe. Erst dann öffnen sich den übrigens sehnsüchtig Erwarteten die Thore; die Siebensachen werden in das Haus geschafft und darauf ein Mahl gehalten, dem wohl auch ein Tänzchen folgt, — oft bis tief in die Nacht hinein.

Das Salzkammergut kennt noch einen anderen Brauch, der der Hochzeit vorhergeht. Tritt ein Holzarbeiter in den Ehestand, so wird er von seinen Kameraden am Samstag-Feierabend vor seinem „Ehrentag“ gekreuziget. Zieht man vom Arbeitsplatz nach einer Woche voll Mühe und Arbeit heim zu Weib und Kind, um mit ihnen Sonntag zu halten, so wird dem Ehemann in spe ein aus Stangen zusammengefügtes Kreuz, ein Symbol des anzuhoffenden Ehekreuzes, auf die Schulter gelegt, daß er es mit heimschleppe, wobei es an Riemen- und Peitschenhieben nicht fehlt. Geht der Weg an einem Wirthshause vorbei, so kann sich der kreuztragende Bräutigam gegen Bezahlung „eines Trunkes“ von dem Kreuze loskaufen, — könnte er es nur oft auch von dem nachfolgenden Ehekreuze!

Indem wir nun an allem Hochzeits-Ceremoniel, wie es im „Landl“ Brauch ist, und an aller damit verbundenen volksthümlichen Etikette vorbeigehen, können wir doch nicht auch das Gleiche von der Nachhochzeit thun.

Am Tage nach der Hochzeit treffen wir die neuen Eheleute und deren Hochzeitsgäste abermals beisammen. Schon am Vormittag ziehen die Burschen, abenteuerlich gekleidet, umher, necken Jung und Alt und setzen besonders die weibliche Jugend in Schrecken.

Nach gehen sie in die Häuser „sammeln“, wobei es ebenfalls allerlei Schabernack abseht. Nachmittags aber bewegt sich aus dem Hause des Ehepaars, welches als das vorletzte Hochzeit gehalten, ein Zug zu dem Hause, wo die Neuvermählten wohnen. Voraus marschiren zwei Trommler, wunderbar gekleidet, dann folgen „Buam“ (ledige Burschen), jeder mit einer Sprigbüchse bewaffnet. Nach ihnen kommen mehrere Männer als Weiber verkleidet, die schwere Buckelförbe tragen. Hinter ihnen, hoch zu Roß, der Führer des



Das Primisführen im Zumbiertel.

Zuges, der „Hauptmann“, der mächtig ein blankes Schwert schwingt. Ihm nach trägt man ein Gebäck aus Weizenmehl, worein man Lebkuchen gemischt hat, das die Gestalt eines kleinen Kindes in buntverzierter Wiege hat. Die zwei letzten Besitzer dieses „Kindes“, das ist die Chemänner, die als der vor- und als der drittletzte im Dorfe geheiratet haben und Väter geworden sind, tragen eine Wiege; eine Schar „Buam“ beschließt den Zug.

Am Ziele angelangt, richten sich die Sprigbüchsen auf Befehl des Hauptmanns gegen das Haus des neuen Ehepaars; im Winter aber wird das Haus mit Schneebällen bombardirt. Doch dieses ist von den Hausleuten und einigen „Buam“ wohl besetzt, welche ebenfalls mit Sprigbüchsen und Wassergüssen aus allerlei Geschirren und Gefäßen die

Angreifer abzuwehren suchen. Endlich rücken die als Weiber verkleideten Buckelkorbträger ins Treffen. Sie greifen einer in den Korb des andern und werfen die darin befindlichen Topf- und Schüsselscherben mit Gewalt an das Hausthor, so daß es laut erkracht. Auch ein als „Habergeiß“ verkleideter Bursche, der von mehreren „Dirndl'n“ geführt wird und die tollsten Sprünge macht, kommt den Angreifern zu Hilfe, so daß diese endlich in das Haus eindringen. Der neue „König“, das Kind in der Wiege, wird in die Stube getragen und von dem neuen Ehepaare unter lärmendem Jubel gewiegt. Dieses bewirthe't nun die willkommenen Eindringlinge mit Brod und Most; dazu schlägt man die Zither, singt und tanzt.

Im Kranz, den die Braut auf dem Haupte und der Bräutigam auf dem Hut und am Arme trägt, dürfen die Rosmarinzwige nicht fehlen. Sie fehlen auch nicht, wenn der Todte auf dem „Brette“ liegt: ein Büschlein Rosmarin und „Todtenkräutlein“ („Weinfräut“) duftet auf seiner Brust; Jünglingen und Jungfrauen, die der Tod geknickt, setzt man Rosmarinfränze auf das Haupt; einen Rosmarinzwig taucht man in Weihwasser und besprengt damit den Todten; Rosmarinbüschchen legt man ihm in die Bahre und wirft ihm solche nach in das Grab.

Den Todten bewahrt das tiefe Gemüth des Oberösterreichers innige Pietät. Schon die Leichengebräuche sprechen davon. Stirbt in einem Hause der Vater oder die Mutter, so wird deren Tod der ganzen „Wirthschaft“ angezeigt; den Kindern im Stall und den Bäumen im Garten, besonders denen, die der Todte selbst gepflanzt, wird dessen Hinscheiden verkündet, sie würden sonst trauern und die Bäume würden jahrelang keine Frucht mehr tragen. Insbesondere eilt man alsbald zu den Bienenstöcken und ruft hinein: „Liebe Bein' (Bienen), der Bauer ist g'storibn (gestorben)“.

Die Leiche wird möglichst schön auf das „Brett“ gelegt und aufgebahrt, den Rosenkranz, den man ihr einst in das erste Bad gelegt, um die gefalteten Hände, ein Crucifix zu Häupten, ein Licht zur Seite Tag und Nacht. Nachbarn, Bekannte und Verwandte kommen unter Tags die „Leiche anschauen“ und dabei zu beten; Abends aber versammelt sich die ganze Nachbarschaft zum „Gäumen“ oder Nachtwachen. Dabei werden Rosenfränze und Litaneien gebetet und Trauerlieder gesungen. In den Zwischenpausen wird den Trauergästen Brod, Most und Branntwein gereicht.

Das Brod spielt überhaupt eine bedeutsame Rolle in den Todtenbräuchen: Brod reicht man, wie gesagt, beim „Nachtwachen“, Brod bekömmt der Bote in jedem Haus, wohin er die Einladung zur Theilnahme an der Beerdigung bringt, ein Laib Brod wird allen gereicht, die zur Beerdigungsfeier in das Trauerhaus treten, und jeder schneidet sich ein Stücklein davon ab, mit Brod und Branntwein werden die Leidtragenden vor Beginn des Conductes bewirthe't, Brod erhält der Fuhrmann, der die Leiche zum Friedhofe führt,

und selbst den Zugthieren, die dabei benützt werden, wird Brod gegeben, und bei der Todtenzehrung, wenn sie noch so einfach ist, darf wenigstens das Brod nicht fehlen.

Wird der Todte aus dem Hause getragen, so werden zuvor noch fünf Vaterunser für den Todten und ein Vaterunser „für dasjenige von den Anwesenden, das zuerst nachö muß“, gebetet. Hat jemand von den leidtragenden „Freunden“ Fassung genug, so spricht er an der Bahre im Namen des Todten noch: „B'hüet die Gott, mei lieber Gegentheil; b'hüet enk Gott meine lieben Kinder; b'hüet enk Gott meine lieben Freund' und Bekannten“. Statt dessen wird oft auch ein „Urlaublied“ gesungen, aus dem der gleiche Grundgedanke herausklingt. Über der Thürschwelle des Hauses wird die Bahre dreimal gehoben und wieder niedergelegt, wobei der Vorbeter absatzweise spricht: „Fahre hin, christliche Seele, in dem Namen, in dem du getauft bist; im Namen des Vaters, der dich erschaffen, im Namen des Sohnes, der dich erlöset hat; fahre hin, christliche Seele, im Namen des heiligen Geistes, der dich geheiligt hat,“ oder es wird wenigstens gesagt: „Im Namen Gottes des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen.“ Während die Träger die Bahre heben, spricht der Vorbeter im Namen des Todten: „Gelobt sei Jesus Christus“ und alle Leidtragenden antworten: „Zu Ewigkeit!“

Wird die Leiche aus dem Hause gebracht, soll Alles in demselben gerüttelt werden, damit es nicht „abstehe“. Man rüttelt das Faß im Keller, den Bottich mit dem Sauerkraut, den Bienenstock, damit Most, Essig und Sauerkraut nicht „abstehe“ und die Bienen nicht davonfliegen. Selbst das Vieh im Stalle muß sich bewegen, „damit die Seele des Verstorbenen sich nirgend aufhalten könne“. Die Leiche wird zu Grabe getragen, die Kindesleiche vom Göd'n oder von der „God'n“, Jünglinge und Jungfrauen von Ihresgleichen, „Göd“ und „God'n“ von denen, die sie zur Taufe oder Firmung gehalten haben. Oder die Leiche wird zum Friedhof gefahren, je nach Umständen mit einem oder zwei Paar Pferden oder Ochsen. Der Fuhrmann darf dabei nicht zurückschauen und bergab keinen Radschuh einlegen. Die Strohhäufchen, auf denen der Sarg auf dem Wagen gelegen, muß er auf dem Heimweg ins Wasser werfen, und wenn er heimkommt, die Peitsche, deren er sich auf der Fahrt bediente, rücklings über den Kopf wegwerfen. Außerdem muß er von dem benützten Wagen die Räder auf der linken Seite (anderwärts die auf der rechten) von der Achse ziehen, damit „der Tod absitzen kann“, und selbe drei Tage oder auch länger unter den Baum legen, an welchen man den „Ofenwisch“ zu hängen pflegt. Dorthin oder zu dem Lebensbaum des Verstorbenen (vergleiche die Taufgebräuche) wird auch das Brett gebracht nebst dem Schragen, worauf die Leiche gelegen hat. Das Stroh aus dem Bette, in welchem ein Mensch verschied, wird verbrannt oder in fließendes Wasser geworfen, damit es nicht dem Vieh im Stalle, noch der Saat auf dem Felde schade. Inzwischen geleiten die Leidtragenden den Todten zum Grabe, wohnen dem Trauer-

gottesdienste bei und halten hierauf die Todtenzehrung. Wieder ist ein Mensch zur Grabesruh' gebracht.

Will man ein Volk recht kennen lernen, muß man es auch bei seinen Tänzen und Spielen beobachten. Bei Lust und Freude spricht sich die Volksseele am rückhaltlosesten aus. Die Tanzweisen eines Volkes gehen ganz aus dessen Gefühlsleben hervor.

Auch der Oberösterreicher liebt den Tanz. Sonst gab es nicht leicht eine Hochzeit ohne Tanz; manche der heimischen Spiele stehen unmittelbar mit Tanz in Verbindung, bei anderen wieder ist Tanz als freie Beigabe zum Schluß hinzugefügt. Außerdem aber setzt es wohl einen Tanz ab zum Erntefest, bei der Flachsarbeit; neuestens begeht man sogar, wenn das Getreide mit Maschinen ausgedroschen worden ist, den „Maschinball“. Zudem gibt es nicht leicht einen Jahrmarkt ohne „Freitanz“, und manche andere Gelegenheit fand und findet die Volkslust, um dem Tanze zu huldigen. Getanzt aber werden in Oberösterreich verschiedene Tänze: Walzer, Polka, Deutsch, Steirisch, vor allem aber der „Landler“.

Der „Landler“ ist der oberösterreichische Nationaltanz, vom „Landl“ hat er ja den Namen. Er entspricht völlig dem Gefühlsleben des oberösterreichischen Volkes, insbesondere dem der Jugend; es werden aber auch Alte wieder jung, wenn sie die Landlerweise hören.

Besetzen wir uns auf den Tanzboden eines Landwirthshauses, etwa gelegentlich einer Hochzeit. In einer Ecke desselben ist eine kleine Tribüne für zwei Geiger angebracht. Die übrigen Ecken nehmen, Kopf an Kopf gedrängt, die Zuschauer ein, so daß nur der Mittelraum der ziemlich geräumigen Stube für die Tänzer frei bleibt. Das genügt auch, denn der „Landler“ ist ein Kreistanz. Eben haben die Geiger die Saiten gestimmt und beginnen mit eigenthümlich durchdringenden Klängen im Dreivierteltacte die Tanzweise, während sie im Zweivierteltacte dazu stampfen. Die Tänzer lassen nicht auf sich warten; Paar um Paar treten sie hintereinander in den Reigen und gehen im Tacte einige Schritte vorwärts, Tänzer und Tänzerin nebeneinander, und zwar die Tänzerin auf der Außenseite des Kreises. Dann machen sie, sich die Hände reichend, mehrere Schwenkungen, so daß die Tänzerin bald auf der Innen-, bald auf der Außenseite des Tanzkreises erscheint. Hierauf erheben beide, sich an der Hand haltend, die Arme hoch über das Haupt, und die Tänzerin dreht sich unter der Hand des Tänzers einmal um sich selber. Die Bewegungen beruhigen sich wieder, und es folgen einige Schwenkungen wie vorher. Wieder erheben sich die Arme, und die Tänzerin dreht sich zweimal rasch um sich selber, daß ihre Röcke hoch auffliegen. Die Paare umfassen sich und drehen sich walzend im Kreise. Wieder beruhigen sich die hochgehenden Bewegungen, die Paare gehen wieder im Tactschritt nebeneinander, aber die Tänzer stampfen vorwärts schreitend den Boden, daß die Fenster

flirren und der Staub aufwirbelt; dabei klatschen sie tactmäßig in die Hände, juchzen und singen im Chore urkräftige, nicht selten verwegene „Schnadahüpf“, z. B.:

Jetzt is's aus, ietzt is's aus,
Jetzt kinnit der Herrenstaub;
Hinter der Spielmannbänk
Staubts schon ein weng.
Welt, du Schwarzaugetö,
Welt, für di taugt i;

Welt für di war i recht,
Wann i di mächt.
Dirndl, geh her zu'n Zaun
Und laß di recht anschau'n,
Wie deine Augerl sand,
Schwarz oder braun.



Der Landlertanz.

In unerschöpflicher Reihe folgen längst und allgemein bekannte oder in froher Laune improvisirte „Bierzeilige“; nicht leicht wird etwas zweimal gesungen. Sind Stampfen, Klatschen, Juchzen und Singen zu Ende, so wechseln die Paare, indem jede Tänzerin zum nächsten Tänzer vorwärts tritt, worauf die beschriebene Reihe der Bewegungen von neuem beginnt. Das wiederholt sich so oft, als tanzende Paare sind, so daß zuletzt jeder Tänzer wieder seine ursprüngliche Tänzerin hat.

Nicht minder charakteristisch sind die Spiele der Oberösterreicher. Leider müssen wir darauf verzichten, die zahlreichen volkstümlichen Kinder-Gesellschaftsspiele, wie das „Nachtbergbitten“ oder „Schneider leih' mir d'Schaar (Schiere)“, das „Schwabenbinden“, das „Spänepringen“, das „Tüchelzötten“ oder „der Plumpjack geht umundum“, das „Fuchsjagen“, das „durch die eiserne Bruck fahren“ oder „Farbenverkaufen“, das

„Bärenreiben“ u. s. w. vorzuführen, so viel Kinderlust auch in unerschöpflicher Weise darin enthalten ist. Unter den Spielen für Erwachsene gibt es solche für den Winter und solche für den Sommer.

Ist Alles zu Stein und Bein gefroren und liegt auf allen Gewässern eine spiegelglatte Eisfläche, so holen Burche und Männer, ja auch die Knaben den „Eisstock“ aus dem Winkel hervor, wo er im Staub des irdischen Daseins den Sommer vertraute und verträumte. Es ist aber der Eisstock ein nahezu halbkugelförmiges Stück Holz, das an der Peripherie mit einem eisernen Ringe bewehrt und im Centrum mit einem Stiele versehen ist, an dem man es ergreifen und, es auf die Eisfläche schleudernd, fortschieben kann, daß es weit und gewaltig dahintrutscht. Jede halbwegs freie Tagesstunde, und wenn der winterliche Vollmond scheint, auch noch manche Nachtstunde wird dem „Eisschießen“ gewidmet. Und wie die Alten schossen, so schießen die Jungen. Die Spieler haben sich in zwei Parteien getrennt, jede mit einem „Meier“ als Oberschützen. Sie bemühen sich, die Stöcke nach einem Ziele, „Tauben“ genannt, zu schieben oder zu „schießen“ und dabei durch den Anprall der Stöcke aneinander jene der Gegner aus der Nähe der „Tauben“ wegzudrängen. Schon hat die eine Partei „Sechs“, aber es überholen sie die Gegner und erzielen „Neun“, und nun zählt jeder „Schuß“! Mit Spannung thut der Meister („Meier“) den letzten Schuß der einen Partei, und siehe, es gelingt, es ist ein Meisterschuß; die Stöcke der noch übrigen Gegner sausen alle an dem seinen vorbei und er mit seiner Partei ist „aus“. Es hilft alles Nachmessen und aller Ärger der Gegner nichts; sie mögen ihr Glück im nächsten „Bot“ versuchen. Man übt das „Eisschießen“ zwar auch anderwärts z. B. in Obersteiermark, aber so recht daheim ist dieses Spiel doch nur in Oberösterreich. Da ist keine Stadt, kein Marktflecken, kein Dorf, kein Weiler im ganzen Land ohne „Eisbahn“ im Winter; dagegen ist das Schlittschuhlaufen aus der Fremde eingeführt und keineswegs volkstümlich.

Während das Mannsvolk die müßigen Winterstunden sich auf der „Eisbahn“ vertreibt, versammeln sich die Weibspersonen zu geschäftiger Arbeit mit Rocken und Rad zur „Spinnroas“, wobei nicht nur die Spindeln sich fleißig drehen und die Spulen sich füllen, auch die Jungen haben nach Weiberart freien Lauf.

Der Winter bringt auch das „Glöckelgehen“ oder „Glöckellaufen“, im Innviertel auch „Kaunl'n“ genannt. Im Salzkammergut ist es noch in seiner ursprünglichen Weise in Übung. Am Abend des Festes der heiligen Dreikönige versammeln sich in aller Stille die jungen Leute aus den benachbarten Dörfern zu einem „Kreise“. Jeder Fremde ist strengstens ausgeschlossen. Alle sind mit falschen Bärten u. s. w. verummmt und so gekleidet, daß sie verschiedene Stände und Gewerbe vorstellen. Gemeinam wird nun von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus gezogen und dort der „Kreis“ gemacht, das heißt, es

wird unter Musikbegleitung eine Art Tanz aufgeführt. Sie thun es nicht, um Geld dafür zu erhalten: Geld oder Geldeswerth darf den Glöcklern weder angeboten, noch von ihnen angenommen werden. Nur etwa ein Gläschen Brantwein und ein Stück „Bunkel“ (eine Kuchenart) wird ihnen ab und zu gereicht; doch müssen sie selbes während des „Laufens“, das ist Tanzens nehmen, ohne dabei aus dem „Kreise“ zu treten. Wer sich aus dem „Kreise“ entfernt, ist sofort ausgeschlossen und erhält zum Abschied von seinen Gefährten eine Tracht Prügel.

Das „Glöckelgehen“ bildet ein gewisses Gegenstück zum oberbairischen „Haberfeldtreiben“, indem es zu Ovationen für beliebte Beamte, Bürger u. s. w. benützt wird, vor deren Wohnungen der „Kreis“ gemacht wird, um sie dadurch zu ehren.

Nicht selten kam es beim Glöckelgehen zu argen Schlägereien zwischen den Theilnehmern aus den verschiedenen Dörfern, wobei es an Schwerverwundeten, ja auch an Todten nicht fehlte. Die weltlichen und geistlichen Behörden schritten daher gegen das Glöckelgehen ein. So durften die beim Glöckelgehen Erschlagenen nicht in geweihter Erde begraben werden; mancher Waldsaum und Feldrain verbirgt noch, so wird versichert, die modernden Gebeine solcher „heldenmuthigen“ Glöckler.

Vom Feste der heiligen Dreikönige bis Lichtmeß kamen ehemals auch die Sternsinger. Eine Truppe von zehn bis zwölf Sängern zog mit einem transparenten „Stern“ unter geistlichen Gesängen von irgend einem Hause aus. Auf der einen Seite des Sternes war Maria mit dem Jesuskinde, auf der andern die heiligen Dreikönige gemalt. An einer Schnur wurde er im Kreise gedreht. Geführt von zwei Vorsängern begab sich der Zug in ein Privat- oder in ein Wirthshaus und sang daselbst verschiedene Lieder von der Geburt Christi, von den Hirten, von den heiligen Dreikönigen u. s. w. Viele dieser Lieder, meist im Dialect abgefaßt, sind durch ihre Naivetät höchst reizend und ihrer Entstehung nach wohl weit älter als die oberösterreichische Kunstdialectdichtung, vielleicht sind sie gerade neben dem „Schnadahüpfel“ und Volkslieder die Vorbilder für diese gewesen.

Kamen zufällig zwei Sternsingertruppen in einem Hause zusammen, so wurde ein Wetttsingen veranstaltet. Ein Vorsänger forderte in mehr oder weniger improvisirten Versen den andern zur Antwort heraus, während zugleich beiderseits der Stern ohne Unterlaß gedreht wurde. Die Gegner antworteten und stellten ihrerseits eine Frage. Die Partei, deren Vorsänger zuerst um eine Antwort verlegen war, galt als besiegt und mußte ihren Stern den Siegern abliefern, die nun mit beiden Sternen weiterzogen. Um dieselbe Zeit wie die Sternsinger fanden sich vordem nicht selten fahrende Leute in den Häusern ein und führten „eine geistliche Komödie von Adam und Eva im Baradeiß“ auf.

In der Faschingszeit ziehen auch die Schwerttänzer herum. Vormalts kannte man sie im ganzen Land, jetzt dürften sie nur mehr in den Thälern des Salzkammergutes sich

zeigen, wo insbesondere die „Pfannhäuser“ von Hallstatt (das ist Salinenarbeiter) die Aufführung des Schwerttanzes liebten und noch üben. Selbst vor Kaiser Franz durften sie sich produciren. Der Schwerttanz ist aber eine künstliche Leibesübung, welche von neun Tänzern, einem oder zwei Pfeifern, einem Trommler und zwei Faschingsnarren oder Hanswürsten ausgeführt wird. Sechs Schwerttänzer waren weiß, sechs grün gekleidet (anderwärts gelbe Hosen und rothe, weißverbrämte Jacken). Sie traten mit dem Spruch ins Haus:

„Wir treten herein ganz edel und fest
Und grüßen alle Zuschauer aufs best’;
Grüßten wir einen und den andern nicht,
Wären wir die rechten Schwerttänzer nicht.
Die rechten Schwerttänzer sind wir genannt,
Wir tragen das Schwert in unserer Hand.
Spielmann, mach’ auf den rechten Schwerttanz!“

Inzwischen fanden sich Zuschauer ein, Klein und Groß, Jung und Alt, und füllten alle freien Plätze; Bänke, Stühle, Tische improvisiren eine Galerie für die Schaulustigen; die Schwerttänzer aber beginnen ihr Spiel. Zuerst machen sie einen Rundtanz, wobei ein jeder die Säbelspitze seines Nebenmannes in den Händen hält. Dann springen sie über die Säbel, worauf man sie ablegt, um einen Tanz auszuführen. Neuerdings ergreifen sie die Säbel und bilden nun den „Schnecken“ oder „Häspel“, woraus der Vortänzer und alle folgenden sich nach und nach herauswinden, ohne die Säbelspitze des Nebenmannes aus der Hand zu lassen. Indessen hat sich der Hanswurst verloren, „weil er zahlen soll“. Er wird gesucht und mit den Worten: „Wurftl, du mueßt 3.000 Gulden berleg’n, oder ma werd’n dir ’n Kopf z’Füß’n leg’n“ in den Kreis geschleppt. Er muß niederknien; alle mit Ausnahme des Vortänzers, halten ihm die Säbel auf die Schultern; der Vortänzer schwingt sich hinauf und spricht:

„Da bin ich heraufgestiegen, Wär besser, ich wär unten blieben. Der Fasching ist ein verthunlicher Mann, Hat all’ sein Hab und Gut verthan;	Er hat verthan sein Hab und Gut Bis auf einen zerrissenen Hut. Er reißt das Land wohl auf und nieder, Was er bekommt, verkauft er wieder.
--	--

So spring ich aus dem grünen Kranz;
Spielmann, mach auf den lustigen Schwerttanz.“

Sie tanzen dann noch einen Rundtanz, jedoch in schnellerem Tacte als anfangs, und ohne daß man es merkt, tritt einer um den anderen aus dem Kreis seitwärts, bis nur mehr der Vortänzer und ein Nachtänzer übrig bleiben, die sich noch einigemal herum-drehen. Zuletzt schwingen alle die Säbel, schlagen sie klirrend an einander, rufen ein

freudiges Bivat, und das Spiel ist aus. Beschenkung und Bewirthung der Schwerttänzer, worauf diese es heutzutage hauptsächlich antragen, machen den Schluß.

Das war vordem ein edles Spiel, würdig der germanischen Vorfahren, die schon zu den Zeiten der alten Römer dieses Waffenspiel liebten, wie uns Tacitus (Germ. c. 24) rühmend erzählt. Damals freilich wurde es nur in froher Ausgelassenheit gespielt, ohne dabei an Erwerb und Gewinn zu denken; der Beifall der Zuschauer war den jungen freien Germanen Lohn genug.

Wendet sich die Jahreszeit allmählig und will es wieder Frühling werden, so wird noch jetzt hier und da der Kampf zwischen Winter und Sommer in dramatischer Weise zur Darstellung gebracht. Die beiden Jahreszeiten werden durch zwei halbwüchsige Jungen dargestellt, von denen der eine plump und unbeholfen in großen Winterschuhen („Patschen“) dahergeht, in einen langen, zottigen Pelz gehüllt, der mittelst eines Shawls statt des Gürtels um die Mitte zusammengehalten wird. Den Kopf deckt eine dicke Pelzhaube. In der Hand führt er einen eisenbeschlagenen Stab, am oberen Ende mit einem grünen Fichtenwipfel versehen, an dem einige dürre Tannenzapfen und statt der Eiszapfen Glasstäbchen hängen, — das ist der Winter. Der andere, zierlich und schlank, ist in ein langes weißes Kleid gehüllt, das von einem breiten goldenen Gürtel umschlungen wird. Das liebliche Gesichtchen wird von einem leichten, mit flatternden grünen Bändern gezierten Strohhut beschattet. Die Hand hält einen Stab, ebenfalls mit einem Fichtenwipfel, der mit bunten Bändern und schönen Äpfeln geschmückt ist, — es ist der Frühling. Sie gehen von Haus zu Haus und sagen überall ihre Sprüchlein auf, in denen beide ihre Vorzüge rühmen und den Gegner schmähen und tadeln. Von Worten kommt es zu Thaten; die beiden werden handgemein; sie ringen, bis endlich der Frühling siegt und den Winter aus dem Hause peitscht. Hat der „Frühling“ eine Gabe erhalten, so folgt er dem „Winter“ nach, und beide gehen friedlich in das nächste Haus, um auch dort ihr Spiel zu wiederholen. Ist der Winter aus und sind seine Spiele zu Ende, so bringt die schöne Sommerszeit wieder neue mit.

Eine rechte Lust ist es, wenn irgend ein speculativer Wirth ein „Baumkraxeln“ veranstaltet. Am nächsten Sonntag, so läßt er allgemein bekannt machen, ist beim Wirth zum „rinnenden Zapfen“ nach dem Nachmittagsgottesdienst ein „Baumkraxeln“.

Eine schlanke, bei 20 Meter hohe Fichte aus dem Walde ist heimgeholt und völlig entrindet; nur der Wipfel behält seine grünen Ästchen. Überdies werden alle Unebenheiten des Stammes sorgfältig geglättet und der ganze Baum bis zum Wipfel tüchtig eingeseift, daß er recht schlüpfrig sei. Der Wipfel wird mit bunten Bändern geziert und etliche glänzende Geldstücke an den Zweigen befestigt. Unterhalb des Wipfels werden rothweiße und schwarzgelbe Fähnchen angebracht, jedes am Saume gleichfalls mit einigen Geldstücken.

Das unterste Fähnchen hat deren am wenigsten, je weiter nach oben, desto reicher sind sie bedacht, aber das Nonplusultra ist der Wipfel. So steht der Baum auf dem Plage vor dem Wirthshause schon am Sonntagmorgen.

Ist der Nachmittag gekommen und der „Segen“ in der Kirche, in der sich heute ungewöhnlich viele Andächtige eingefunden haben, aus, so versammeln sich alle Leute aus der Pfarre und der Nachbarschaft um den Kletterbaum.

Mittlerweile haben sich auch jene eingefunden, welche den Versuch machen wollen, sich eines von den lockenden „Besten“ herabzuholen. Es sind lauter junge Bürschchen von fünfzehn oder sechzehn Jahren, die sich jetzt im Dienst bei verschiedenen Bauern befinden, frisch und gesund und wohl auch schon keck genug, einen verwegenen Streich auszuführen. Sie haben sich aller unnöthigen Kleider entledigt, nur Hemd und Hose haben sie an. Auch die genagelten Schuhe haben sie ablegen müssen, denn diese würden ihnen das Klettern zu sehr erleichtern. Jeder hat aber ein Säckchen mit Asche um den Leib gebunden, um beim Klettern den allzu glatten Baum damit zu bestreuen. Nun macht einer von ihnen den ersten Versuch. Fest klemmt er den Baum zwischen die Schenkel und hebt mit der Kraft der Arme den Körper an demselben empor, während er zugleich fleißig von der mitgenommenen Asche Gebrauch macht, aber er kommt nicht weit; vier bis fünf Meter hoch hat er sich hinaufgearbeitet; jetzt geht es nicht mehr; der Baum ist allzu glatt, — im Nu ist er unten, empfangen vom schallenden Gelächter aller Anwesenden. Ein Zweiter, ein Dritter macht den Versuch. Höher und höher klettern sie am Stamme empor; aber keiner vermag es, auch nur das unterste Fähnchen zu erreichen; immer rutschen sie, noch ehe sie am Ziele sind, wieder urplötzlich herab. Aber jetzt der Vierte ringt sich rasch empor; schon hat er die halbe Höhe des Baumes unter sich; laute Zurufe ermuntern den kühnen Steiger, da — zerreißt ein Hosenträger. Doch das hindert ihn nicht; rasch nestelt er denselben los und wirft ihn auf das laut lachende Publicum hinab. Vorwärts arbeitet er wieder; schon ist er nur mehr ein Meter von den Fähnchen; da — zerreißt auch der zweite Hosenträger, er muß den Versuch aufgeben und das Lachen und Spotten der Zuschauer statt des „Bestes“ hinnehmen. Rasch verschwindet er aus der Menge. Dem Fünften gelingt es endlich, das erste Fähnchen zu erreichen; mit raschem Griff hat er es losgemacht; schon streckt er die Hand nach dem zweiten; da verlassen ihn die Kräfte; er muß sich mit dem einen Fähnchen begnügen und am Stamme herunterfahren. Lauter Beifall begrüßt ihn. Dieser Erfolg steigert den Eifer der übrigen Kletterer zu unaufhaltbarem Feuer an; sie holen das zweite, dritte und vierte Fähnchen herab.

Aber noch ist das Hauptbeste, der Wipfel, oben am Baum; die Kräfte der meisten Kletterer sind derartig erschöpft, daß sie sich gegenseitig kleinlaut anblicken. Auch ist der Baum dort oben so dünn, daß er bedenklich hin und herschwankt, wenn einer sich dem

Wipfel nähert. Da taucht der Junge wieder auf, dessen Hosenträger so zur Unzeit verunglückt waren. Er kommt schnurstracks vom Krämer, bei dem er den Schaden gut gemacht hat. Unverzagt tritt er wieder an den Stamm, der nun auch nicht mehr so glatt ist. Rasch arbeitet er sich wieder empor — wie eine Katze klettert er, alle Augen folgen ihm, die Bravorufe verstummen, lautlos verfolgt man seine Fortschritte. Der Baum schwankt Besorgniß erregend hin und her, und siehe, es gelingt. Jetzt ist er am Wipfel; mit einem raschen Griff hebt er den ohnehin nur mehr leicht befestigten ab und lauter Beifall ringt sich los aus der unten harrenden Menge und begrüßt den kühnen „Baumkrazler“, der im Nu mit seiner Trophäe wieder auf sicherem Boden steht.

Nach einer solchen Aufregung bedarf es einer Stärkung. Alles drängt in das Wirthshaus, die siegreichen „Baumkrazler“, die ihre Siegesfahnen stolz tragen, voran. Auch der Wirth ist zufrieden mit unserm Herrgott, daß er heute nicht hat regnen lassen, und mit den Gästen, denn er hat Küche und Keller nicht umsonst verproviantirt. Selbst den Tanzboden muß er heute noch zur Verfügung stellen — so hat sich die allgemeine Freude und Befriedigung gesteigert, daß man den Tag nicht ohne Tanz und Gesang beenden kann.

Ein solcher Erfolg läßt dem Wirth im Nachbar-dorfe keine Ruhe; er veranstaltet daher ein Best-Regelscheiben. Er

läßt einen stattlichen Ziegenbock oder einen feisten Widder „aus-scheiben“, und das zieht. Was Wunder, wenn bei jedem Dorfwirthshause eine Regelsstätte steht?

Nicht minder fröhlich geht es her beim Ringelreiten, einem Spiele, das früher im Hausruckviertel und im angrenzenden Innviertel geübt wurde. Auf einem größeren freien Plage wird eine Art Triumphbogen errichtet, der



Das „Baumkrazeln“.

mit Tannenreisig umwunden und mit Bändern, Blumen und Fähnchen geschmückt wird. Unter der Wölbung des Bogens wird von einer Seite zur andern eine Schnur gezogen, die sich gegen die Mitte zu etwas senkt. An der tiefsten Stelle derselben wird ein eiserner Ring von der Größe eines Thalerstückes befestigt, dessen innere Fläche mit weißem Papier verklebt ist, um ihn dem Auge sichtbar zu machen. Zur bekannt gegebenen Stunde findet sich Publicum genug ein, um sich zu unterhalten und die Gewandtheit der Ringreiter zu bewundern. Diese haben sich indessen bei einem Wirth versammelt, und nun kommen sie daher, eine Musikbande voran. Die Theilnehmer am Spiele erscheinen auf flinken, ungefattelten Pferden, ein jeder mit dem Ringelstocke bewehrt, der zwei Meter lang ist, ungefähr wie ein Billardstock. Auch ein Bajazzo reitet mit, der durch sein verkehrtes Gebahren nicht wenig zur allgemeinen Heiterkeit beiträgt. Etwa zwanzig Schritte vor dem Bogen macht der Zug Halt; die Musik verstummt und das Spiel beginnt. Der Reiter mit Nummer 1 versucht zuerst seine Kunst. Er spornt sein Pferd und im Galopp sprengt er unter dem Bogen durch; im geeigneten Moment stößt er mit seinem Stocke nach dem Ringe. Gelingt es ihm, das Papierblättchen zu treffen und zu durchstechen, so bleibt der Ring an seinem Stabe hängen; die Musik bläst eine Fanfare und das Publicum ruft lauten Beifall. Mißlingt es ihm, darf er sich nichts daraus machen, daß man ihn auslacht. Er macht sich auch nichts daraus, sondern kehrt sein Pferd um und stellt sich zu neuem Ritte auf, während seine Kameraden nach der Reihe ihrer Nummern es ihm nach oder zuvorzuthun suchen. So oft der Ring getroffen wird, wird er durch einen neuen ersetzt. Wer nach einer bestimmten Zahl von Ritten den Ring am öftesten herabgestochen, erhält den ersten Preis. Musik, Geschick und Mißgeschick der Reiter, die „Dummheiten“ des Bajazzo machen das Spiel zu einer fröhlichen Unterhaltung. Schade, daß diese ritterliche Übung mehr und mehr außer Brauch kommt.

Daselbe ist auch der Fall mit dem Sack- oder Hosenlaufen, mit dem Hahn schlagen und Eierklauben. Beim Sack- oder Hosenlaufen, das besonders im Hausrückviertel eingebürgert war, fanden sich mehrere Paare von Läufern zusammen, meistens eben der Schule entwachsene Jungen, um miteinander um die Wette zu laufen und dafür ausgelegte Preise zu gewinnen. Je zwei stecken zu dem Zwecke der eine das rechte, der andere das linke Bein in einen Sack ohne Boden oder in eine eigens dazu passende Hose. Die Paare stellen sich in einer Linie nebeneinander auf, um auf ein gegebenes Zeichen nach einem entfernten Ziele und wieder zurückzulaufen. Das Paar, welches zuerst zurückkommt, erhält den ersten Preis, das folgende den zweiten u. s. w. Auch hierbei gibt es viel zu lachen, denn es geschieht nicht selten, daß eines der laufenden Paare den Gleichschritt, auf den selbstverständlich alles ankommt, verliert, so daß einer den andern im Laufen hindert oder gar beide über den Haufen fallen.

Noch complicirter und komischer wird die Sache, wenn je zwei Läufer einen Schiebkarren vor sich hertreiben müssen, indem sie, der eine mit der rechten, der andere mit der linken Hand den Karren fassen und vor sich herschieben, wobei sie im Gleichschritt laufen müssen, was die Schwierigkeit der Aufgabe und darum auch die Zahl der kleinen Unfälle, denen die Wettläufer ausgesetzt sind, also auch die allgemeine Heiterkeit des Publicums bedeutend vermehrt.

Beim Hahnschlagen, einem grausamen, aber weit verbreiteten, wohl indogermanischen Spiele, das mythischen Hintergrund hat, wurde auf einem freien Platze ein Haushahn mittelst einer ziemlich langen Schnur an einen Pflock gebunden, so daß sich das Thier frei herumbewegen konnte. Die Hahnen schläger, drei oder vier an der Zahl, erhielten jeder einen aus Stroh geflochtenen Dreschflegel. Nachdem ihnen die Augen verbunden worden waren, begannen sie um den Pflock herumzugehen und mit den Pseudo-Dreschflegeln auf's Gerathewohl nach dem Hahn zu schlagen. Dieser wich natürlich, im Selbsterhaltungstrieb, jedem Schläge aus, und so dauerte es oft lange, bis er einmal getroffen wurde, und noch viel länger, bis das arme, vor Angst flatternde, krächzende und kreischende Thier durch einen der Schläge zufällig so getroffen wurde, daß es betäubt oder todt liegen blieb. Wem dieser Schlag gelang, erhielt den Hahn als Preis. Leute mit starken Nerven und harten Herzen ergötzten sich wohl an den fehlgehenden Schlägen und an der Angst des gequälten Thieres; aber das Volk selbst verlor den Geschmack an dem grausamen Spiele, ersetzte den Hahn durch einen Topf und den Dreschflegel aus Stroh mit einem Stocke und überließ das Spiel den Kindern, die sich noch jetzt am Topfschlagen belustigen.

Harmloser ist das Eierklauben. Hierbei werden etwa hundert Schritte von dem Wirthshause, in welchem die Unterhaltung veranstaltet wurde, eine Anzahl Eier auf den Boden gelegt. Den Platz hat man mit einer Fahne bezeichnet. Hierauf werden denen, welche die Eier auflesen wollen, die Augen verbunden, worauf sie den Gang nach dem Eierplatz versuchen. Gelingt es einem, so hebt er ein Ei auf und kehrt damit auf seinen Platz zurück, gibt es ab und macht den Weg zu den Eiern auf's Neue. Wer innerhalb einer bestimmten Zeit, z. B. einer halben Stunde, die größte Anzahl Eier „aufgeklaut“ hat, erhält den ersten von den ausgesetzten Preisen. Es kommt aber oft vor, daß die Eier sucher ganz von dem rechten Ziele abirren oder daß sie einer auf den andern stoßen oder daß gar einer unvermuthet zwischen den Eiern steht und eins um das andere zertritt. In diesem Falle hat er zu dem Spotte auch noch den Schaden, denn er muß die zertretenen Eier dem Wirthse bezahlen. Das Ende der Unterhaltung bilden wie gewöhnlich Singen und Trinken, Tanzen und Springen.

Von den angeführten Spielen haben manche schon volksfestartigen Charakter, doch ist der Kreis, auf den sie sich von Fall zu Fall erstrecken, zu klein, um sie rechte

Volksfeste nennen zu können. Dagegen hat das oberösterreichische Volk auch Festlichkeiten, die von weiten Kreisen her die Leute an diesen oder jenen Ort zusammenlocken, oder sie erstrecken sich an gewissen Tagen und bei gewissen Veranlassungen mehr oder weniger auf das ganze Land. Manche davon ruhen durchaus auf kirchlichem Boden, haben sich aber hier oder dort in eigenthümlicher Weise ausgestaltet, weshalb sie auch für unsere Betrachtung des oberösterreichischen Volkslebens von Bedeutung sind.

Vom Innviertel aus, dem Lande der flinken Kofse, haben sich die Wettrennen als rechte weltliche Volksfeste verbreitet. Im Winter übt man sie als „Goaßelfahren“ oder „Schlittenrennen“, im Sommer als „Trab-“ oder „Sprungreiten“. Nicht blos in Städten und Märkten, nein, im Innviertel werden auch in gar manchem Pfarrdorfe derartige Wettrennen abgehalten, und allenthalben üben sie auf das Volk dieselbe Zugkraft, so daß vordem der Spruch Recht hatte: „ein Hängats, ein Firmats und ein Rennats“¹ seien der Wirths liebste Feste.

Ist irgendwo ein Goaßelfahren² oder Rennen angefangt, so strömen sie von allen Seiten herbei, Alt und Jung, Mann und Weib, Arm und Reich. Zu Fuß auf allen Wegen und Stegen, auf allen möglichen und unmöglichen Fahrzeugen, mit Extrazügen der Eisenbahn kommt schaulustiges Publicum. Jeder sucht sich einen günstigen Punkt an der Rennbahn, um ja den Verlauf gut beobachten zu können, zwar nicht auf der eigens bei dieser Gelegenheit errichteten Tribüne, denn diese ist für das Renngericht und für die Honoratioren des Ortes reservirt, sondern auf Erdaufwürfen, auf Zäunen, auf Bäumen, wo man auch kein Entrée zu zahlen braucht. — Kopf an Kopf die ganze Rennbahn entlang steht die Menge und harret der Dinge, die da kommen sollen.

Drei Pöllerschüsse verkünden das Nahen des Zuges. Auf einem mit jungen Fichten umkränzten Schlitten oder Wagen eröffnet denselben die Orts-Musikkapelle; in mehreren Gespannen folgen das Renngericht, der Bürgermeister u. s. w., und hinter diesen die Wettfahrer oder -Reiter nach gezogenen Losnummern gereiht. So geht es langsam einmal um die Rennbahn herum. Einer zeigt dem Andern die concurrirenden Persönlichkeiten und deren schon mehr oder minder berühmte Kenner, und bereits geht das Wetten auf die muthmaßlichen Sieger an.

Nun wird die Bahn freigegeben und dahin fliegen Roß und Reiter oder Roß und Schlitten, als gälte es den Tod einzuholen. Laut grüßt das Publicum mit seinen Zurufen die flinksten Pferde. Brausende „Bravo!“ „Wiäh!“ und „Hü!“ steigern den Wetteifer zum Wahnsinn, spottendes Lachen aber folgt denen, die zurückbleiben. Schon geht es zum letzten Male dem Ziele zu, der Beifall und die Zurufe werden zum Schreien und Toben.

¹ Eine Hinrichtung, eine Firmung und ein Federrennen.

² „Goaßel“ heißen die dabei benützten Schlitten, da deren Rufen in Ziegentöpfen zu enden pflegen.

Im Circus Maximus zu Rom und im Hippodrom zu Byzanz kam es nicht viel anders gewesen sein. Die Rosse verstehen es und merken es; mit dem Aufgebot der letzten Kraft greifen sie aus, um eines das andere noch um Kopfeslänge zu überholen, und nun ist es zu Ende. Schweißbedeckt, zu Tod gehetzt, werden die gejagten Thiere, sorgfältig zugedeckt, im Schritte dem Stalle zugeführt. Alles drängt zur Stelle, wo die Preisvertheilung statt-



Das Pferderennen im Inbiviertel.

zufinden hat, um die Sieger, die sich dort mit Selbstgefühl die errungenen Preise holen, mit Jubel zu begrüßen.

Der Humor des Volkes hat zu den Pferderennen auch eine Parodie erfunden, das Ochsenreiten. Die Reiter ziehen aus hoch zu Dchs nach einem bestimmten Platz, wo sich die Preis-Concurrenten neben einander aufstellen, um von dort ihre sonderbaren Renner nach einem gegebenen Ziele zu treiben und zu steuern. Diese, deren Hörner mit bunten Bändern geschmückt sind oder gar in Kauschgold prangen, verstehen ihre dermalige Aufgabe nicht. Gewöhnt, im langsamen Tempo, ernst und gesetzt daherzuschreiten, wie es eines richtigen Dchsen würdig ist, müssen sie anfangs in den Trabschritt hineingepreßelt werden. Aber einmal im Zuge kennt sich ein solches Dchsenvieh nicht mehr, blindwüthig,

mit erhobenem Schwefel rennt es darein, Alles vor sich her niederwerfend, was sich ihm, bedacht oder unbedacht, in den Weg stellt. Es muß gut gehen, wenn es dem Reiter gelingt, sein „Rennthier“ überhaupt an das richtige Ziel zu bringen. Von einem wiederholten Zurücklegen einer regelrechten Rennbahn kann unter solchen Umständen nicht die Rede sein; es ist viel, wenn das gesteckte Ziel erreicht wird, ohne daß sonst ein Unglück passiert. Übrigens wird diese Art von Wettrennen nur selten veranstaltet — vorzugsweise noch von übermüthigen Junviertlern.

Tage ausgelassenen Übermuthes sind in Oberösterreich wie überall die letzten Faschingsstage; eine eigenthümliche Äußerung der Faschingslust ist die Art und Weise, wie man des Faschings Hochzeit hält, und wie man ihn begräbt.

In Haslach (Mühlviertel) wird, oder wurde wenigstens, am Faschingsdienstag eine Mummerei veranstaltet. Schon am vorausgehenden Sonntag wählt eine Gesellschaft junger Leute aus ihrer Mitte einen „Bräutigam“ und eine „Braut“. Hierauf gehen mehrere aus der Gesellschaft, je zwei, in der ganzen Pfarre für das „Faschings-Ehepaar“ sammeln, so wie es in jener Gegend wenig bemittelte Bräute machen, die, von der „Kranzjungfrau“ begleitet, in der eigenen und in den Nachbarnspfarren herumgehen, um „Hochzeitssteuer“ zu sammeln. Gerne gibt man zum Faschingspaß eine kleine Spende. Am Faschingsdienstag zieht die Gesellschaft Nachmittags mit dem verummumten „Ehepaar“ durch den Ort und macht vor jedem Gasthause halt, indem sie einen Kreis schließt, in dessen Mitte jenes den „Chrentanz“ hält. Dafür werden sie von den Gästen mit Brod und Bier und dergleichen bedacht. Dabei fehlt es nicht an allerlei Wiß und Spaß. Einige Masken, mit Dreifschlegeln versehen, schleppen einen Sack daher, worin sich leere „Bollen“¹ oder schon leergedroschene Kornähren befinden. Vor Häusern, wo ein kinderloses Ehepaar wohnt, öffnen sie den Sack, schütten daraus in ein großes ausgebreitetes Tuch und beginnen zu dreischen, wobei sie beständig rufen: „Wo nix drin is, geht nix außer“. Nicht leicht nimmt jemand den derben Spaß übel. — So geht der Zug durch den ganzen Markt und sammelt nochmals „Hochzeitssteuer“, deren Ertrag Abends gemeinschaftlich verzehrt wird.

Ähnliches geschah sonst auch im Salzkammergute, wo man sogar ein „Brautgüterführen“ mit der Faschingshochzeit verband, indem man das Hausgeräthe der „Braut“, aus lauter altem Gerümpel bestehend, in das Haus des „Bräutigams“ führte.

Am selben Tage begräbt man im Salzkammergute den Fasching. Zu dem Zwecke versammeln sich die jungen Burschen und auch Männer in einem Gasthause und verummummen sich daselbst, mannigfaltige Stände und Gewerbe darstellend. Vom Wirthshause aus bewegt sich der Zug theils zu Wagen, theils zu Roß, theils zu Fuß durch die Gassen

¹ Samenkapfeln des Flachses.

auf den Platz. An der Spitze fährt ein Wagen mit „Spilleuten“, welche harlekinmäßig angezogen sich eines Brettchens, das mit einer Saite bespannt ist, einer Bratpfanne u. s. w. als musikalischer Instrumente mit herzerreißendem Erfolge bedienen. Ihm folgt ein Wagen mit Wäscherinnen, welche nasse Tücher über die Umstehenden ausschwingen, oder ein dritter mit Drechern, welche mit Stroh-Flegeln nach den Zuschauern schlagen u. s. w. Den Schluß macht ein Wagen oder Schlitten, je nach Umständen, mit einem Strohhann, dem Fasching. Die Wagen stellen sich auf dem Platze im Kreise auf, der mit dem „Fasching“ aber in der Mitte. Der „Fasching“ wird vom Fahrzeuge heruntergerissen, auf dem Boden hin- und hergezerrt, vom Leben zum Tode gebracht, z. B. erschossen und eingegraben. An einigen Orten gräbt man ihn am Aschermittwoch wieder aus, schleppt ihn unter Geheul und Gewinsel herum, verscharrt ihn aber dann neuerdings, und zwar in einem — Düngerhaufen.

Einen ganz eigenthümlichen Brauch, den Fasching zu begraben, hat man in Steyregg. Zwei Männer gehen unter einer hoch empor gehaltenen Platte¹, aus der ein Ziegenkopf hervorragt, einher — es ist die „Habergeriß“; ein dritter führt das Ungethüm. Auf mehreren Wagen kommen allerlei possenhafte Gestalten, welche sich verummumt und durch gewaltige Kröpfe, Höcker und dergleichen verunstaltet haben. In einem mit Tannenreisig besteckten Wagen ist ein Strohhann mit einem Dreispitz auf dem Kopfe — der „Fasching“. So geht der Zug zur Donau. Dort wird der Fasching-Strohhann unter allgemeinem Geschrei und Geheul in den Strom geworfen.

Mahnen schon manche Faschingspiele und Faschingsfeste an den Sieg des neu erwachenden Frühlings und an das Hinsterben des Winters, so knüpfen sich ähnliche Vorstellungen an den Namen und an die Bräuche, Spiele und Festlichkeiten von Ostern.

Auch Oberösterreich hat seine Palmbäume, seine Ratscherbuben, seine Antlafs- und Ostereier. Kinder und junge Leute üben das Eier-Pecken und das Eisreiben. Auch hier hält man das Ostermahl, bei welchem der Tisch mit jungsprössender Saat und den ersten Frühlingsblumen geschmückt ist; es hat sein „Emaus-Gehen“ und seinen Ahnl-Sonntag.

Diese Frühlingsbräuche dehnen sich um den St. Georgstag (24. April) aus, ja sie concentriren sich durch allerlei mystische Züge so recht eigentlich um diesen Tag, der dadurch recht deutlich als der altheidnische Ostertag hervortritt. Mit den ersten Maibtagen, an welchen der Maibaum gesetzt wird, gehen diese Frühlingsbräuche zu Ende. Einiges in denselben sticht jedoch in eigenthümlicher Weise hervor, so hat z. B. das Innviertel eine besondere Art von Palmbäumen. Dazu nimmt man junge Fichtenbäumchen von schlankem Wuchse, fünf bis sechs Meter hoch. Hat man ein taugliches Bäumchen

¹ Großes Stück Leinwand, um Wagen und dergleichen zu verhüllen.

gefunden und heimgebracht, so wird es bis zum Wipfel gänzlich entrindet und glatt geschabt. Der Wipfel aber behält sein waldgrünes Kleid und wird überdies mit verschiedenfarbigen Seidenbändern ausstaffirt. An die in Quirlen stehenden dünnen Ästchen werden rothbackige Äpfel aufgereiht, so viel nur daran Platz haben. Die Spitzen der Ästchen werden mit goldigen Weidenruthen am Stamme festgebunden, so daß ein solcher Quirl wie eine Äpfelkrone aussieht. Zwei, drei solche Kronen stehen über einander und darüber prangt der grüne Wipfel. Am Grund der Quirle werden Zweige vom Sebenbaum („Segenbaum“), von Buchsbaum und Weiden, letztere mit Kästchen, festgebunden.

So tragen am Palmsonntag Knaben die Palmbäume in die Kirche zur Weihe; es ist, als ob der Wald von Birnam käme. Es gilt als Vorzug, das höchste Bäumchen gebracht zu haben. Nach dem Gottesdienste heißt es, die Bäumchen unverfehrt heimbringen — keine kleine Aufgabe, da „böse Buben“ mit Stöcken die Äpfel herabzuschlagen suchen. Daheim werden die Äpfel vom Baume genommen und beim Mittagstisch unter das Gefinde vertheilt. Das Bäumchen selbst wird durch acht Tage in den Hausgarten gesteckt und darnach auf den Getreideschüttboden gebracht. Palmkästchen, Seben- und Buchsbaum steckt man in den Rauchnächten (siehe unten) in Brodspalten, um sie dem Vieh einzugeben und es dadurch vor allerlei Gefahren zu beschützen.

Vom Gründonnerstag, an welchem „die Glocken nach Rom fliegen“, bis zum Charfreitag, an dem sie wieder zurückkehren, wird hier und da „ratschen“ gegangen. In Windischgarsten ist das Ratschengehen ein Kinderfest.

Die Ratscherbuben, Schulbuben des Marktes, ziehen militärisch geordnet und von ihren Hauptleuten, den „Hohen“ angeführt, von ihrem Quartier, einem Pferdestalle außer dem Markte, aus durch Straßen und Gassen auf den Marktplatz. Vor den bedeutendsten Häusern machen sie halt, um die Stunde auszurufen. Auf das Commando des ersten „Hohen“ verstummen im Nu alle „Ratschen“, eigenthümliche Klapperinstrumente, die mit der Hand gedreht werden, und einstimmig erschallt der Ruf: „Meine lieben Herrn und Frauen, laßt euch sagen, der Hammer hat zehn Uhr g'schlag'n“; darauf folgt eine Ratschenjolge. Das wird dreimal wiederholt und so geht es von Haus zu Haus. Um zwölf Uhr Mittags und um sieben Uhr Abends wird zu obigem Ruf noch hinzugefügt:

„Wir ratschen, wir ratschen zum englischen Gruß,
Damit ein jeder Christ beten muß.
Fallet nieder auf eure Knie,
Betet ein Vaterunser, drei Ave Marie.
Hat zwölf (sieben) Uhr g'schlag'n.“

Am Charfreitag geht der Zug schon um fünf Uhr Morgens aus und ist mit Ausnahme der Stunden von zwölf bis zwei Uhr den ganzen Tag auf den Beinen. Um

fünf Uhr Morgens rufen sie die Stunde auch vor den Häusern aus, in denen sich einer ihrer Kameraden verschlafen hat, mit dem Zusatz:

„N. N. steh auf, es ist schon Zeit;
Der Vogel singt schon auf der Weite,
Der Fuhrmann fährt schon auf der Straß'n,
Gott wird uns nicht verlassen!
Hat fünf Uhr g'schlag'n.“

Wenn am Charfamestag die Glocken wieder da sind, begibt sich der ganze Zug nochmals von Haus zu Haus mit der Bitte: „Bitt gar schön um ein Ratsch-Ei.“ Die „Hohen“ bekommen gewöhnlich ein Paar rothe Eier, die „Gemeinen“ werden mit Geld, Brod, Rüssen und dergleichen beschenkt.

In der Osternacht werden am Traunsee bald nach Mitternacht die Osterfeuer angezündet; schon um Mitternacht (Zwiviertel) oder doch vor Sonnenaufgang ritten sonst die jungen Burschen im schnellsten Lauf um die Felder. Oft fanden sich 30 bis 40 Burschen ein. Wo drei Pfarren zusammengrenzen, läßt man die Pferde die junge Saat abfressen, in der Meinung, daß sie dadurch gegen Krankheiten geschützt würden.

Eine ähnliche Festlichkeit muß der Pfarrritt gewesen sein, der bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts bestand. In Procession zog man aus, das Mannsvolk zu Pferde. Ein Priester begleitete oder führte die Procession, die um die Pfarrmarken herumging und darum auch den ganzen Tag in Anspruch nahm. An geeigneten Stellen, z. B. bei Kapellen und Feldkreuzen, wurden Anreden an die Procession gehalten, Evangelien gesungen, aber auch ab und zu Rast gehalten und Erfrischungen eingenommen. In den meisten Gegenden wurde der Pfarrritt um Ostern gehalten, woraus sich Ursprung und Bedeutung ohne Schwierigkeit vermuthen lassen.

Eines der erhebednsten, wenn auch nicht ältesten Feste der katholischen Kirche ist das Frohnleichnamtsfest, der Gottsleimes¹ oder Prangertag. Der Zusammenhang desselben mit der Charwoche und Osterfeier ist bekannt. Den Namen Prangertag hat dieses Fest darum erhalten, weil an demselben die Prangermädchen in weißen Kleidern, gelockten Haaren, mit Kränzen darin, als „Engel“ erscheinen und noch jetzt an manchen Orten die erwachsenen Mädchen, welche der jungfräulichen Ehre sich rühmen können, an diesem Tage „prangen gehen“, das heißt mit bloßem, aber hübsch bekränzttem Haupte an der feierlichen Procession theilnehmen. Doch liegt hierin nicht der Grund, weshalb wir hier dieses herrlichen Festes gedenken, der Grund ist vielmehr die ganz eigenthümliche, ergreifende Weise, in der dasselbe auf dem Traun- und Hallstättersee begangen wird.

¹ Gottsleibs-Tag (Festum Corporis Christi).

Die Orte Traunkirchen und Hallstatt haben auf dem Festlande kein Terrain, um dort die theophorische Procession zu halten; dagegen hat hier und dort der See Raum über Raum dazu. Die Geistlichkeit im Festornat, die weißgekleideten Mädchen, die Sänger und Musiker, die Schützen und die ganze katholische Gemeinde schreiten in feierlichem Zuge dem Seeufer zu, um die bereitstehenden bekränzten und beslaggten Schiffe zu besteigen. Unter Pöllerknall, der von den Bergwänden ringsherum wiederhallt, unter feierlichem Glockenklang, unter lauten Gesängen und Gebeten fährt die Procession hinaus in den See, dessen wogende Silberfläche glänzend leuchtet. Oben azurblauer Himmel und Sonnenglanz und ringsherum die gewaltigen Berge, zwischen welche der See sich hingelagert hat, dazu die betende Menge des frommen Volkes, aus dessen Mitte die feierlichen Klänge des *Lauda Sion* erschallen — wahrhaftig ein Bild, das kaum in der ganzen Welt seines Gleichen hat.

Dem überwältigenden Eindrücke dieses „Seefestes“ läßt sich noch ein anderes kirchliches „Seebild“ aus Oberösterreich, wenn auch nur von ferne, an die Seite stellen. Wenn am Samstag vor dem Rupertus-Feste (24. September) die Holzarbeiter von St. Wolfgang ihre Wallfahrt auf den Mariahilfsberg zu Mondsee machen, besteigen sie die bereit gehaltenen großen „Plätten“ und zahllose „Einbäumel“. In ihrer Mitte befindet sich die Genossenschaftsfahne und ein Priester begleitet die Wallfahrer. Unter lauten Gebeten bewegt sich die Procession über den See nach Fürberg, um von dort aus ihre fromme Reise zu Lande fortzusetzen. Das Dampfschiff aber hat die Poesie dieser Fahrt arg gestört, ja schon fast ganz beseitigt.

Dagegen bieten uns der Hallstatter- und der Attersee ein zauberhaftes Nachtbild. Am Abend des Sonnenwendetages (24. Juni) werden auf dem See die Sonnenwendefeuere angezündet. Auf zwei Baumstämmen wird ein Holzboden festgenagelt und auf diesem Floß werden Hobelspäne, Pech und Scheiter aufgeschichtet. An einer Platte führen die Schürarbeiter der Saline von Hallstatt und die Dorfbewohner am Attersee das Floß hinaus mitten in den See, zünden es an und lösen das Seil, mit dem es an die „Platte“ gebunden war. Zauberhaft flammt es auf im Dunkel der Nacht aus den Fluten, und von den Berghöhen herab leuchten die Sonnenwendefeuere wie Sterne. Die Anwohner des Sees betrachten an allen Ufern die aus dem Wasser und auf den Bergen ausflodernden Flammen, bis deren Glut erlischt und der See das Feuer verschlingt.

Das führt uns aber auf die Feier des Sonnenwendetages überhaupt, soweit sich Eigenthümliches in Oberösterreich damit verbindet.

Im Mühlviertel beginnt man die Festlichkeit der Sommer Sonnenwende schon am Abend des Vortages. Bei Sonnenuntergang hört man ringsum ein Rauchen und Schnalzen, ein Zohlen und Knallen, daß ein Fremder sich argen Übermuthes versehen



Die Frohnleichnamsp procession in Trautkirchen.

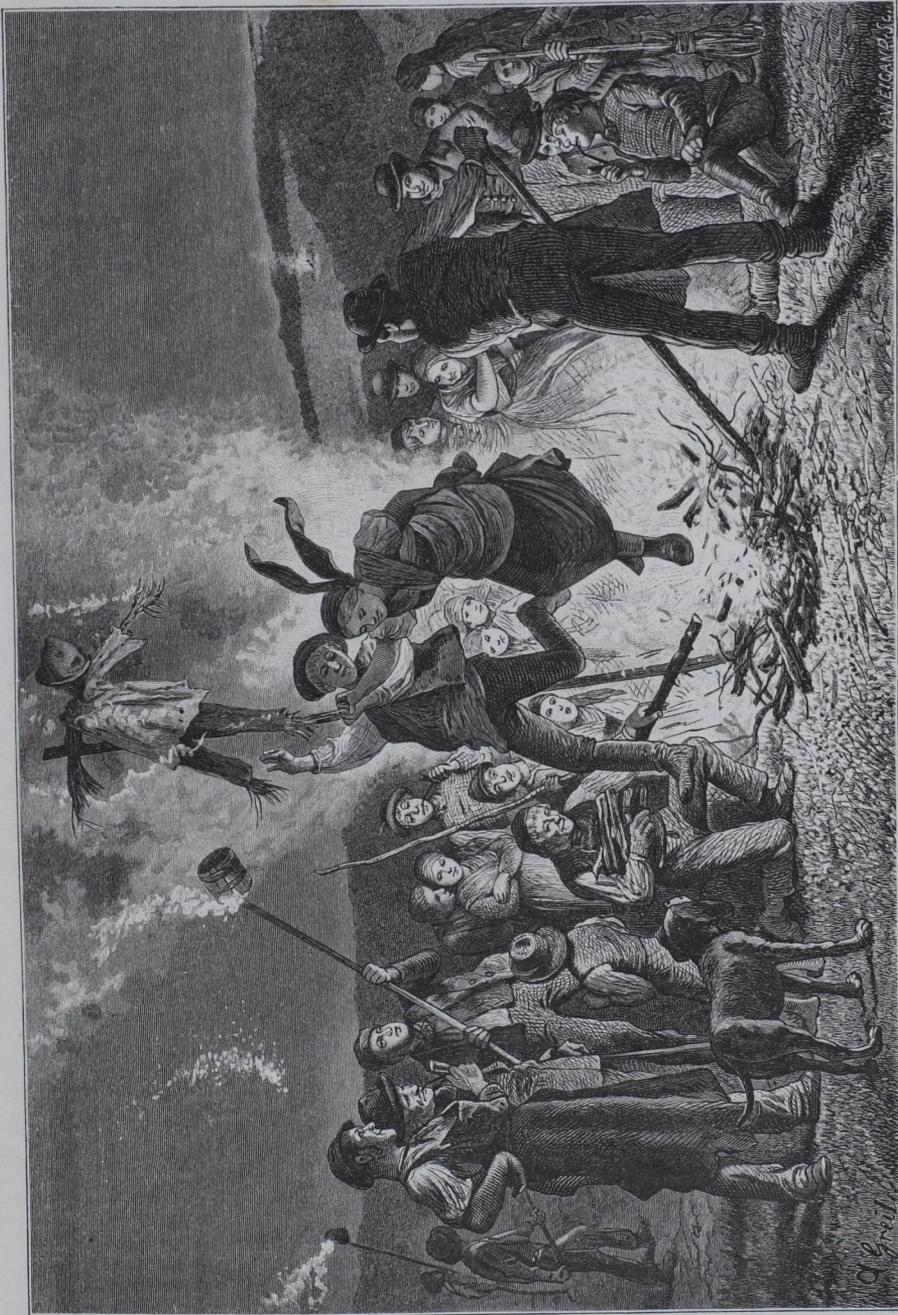
möchte. Bricht die Nacht an, so gesellen sich je fünf bis sechs „Buben“ zusammen und beehren ihre Bauern und Nachbarn, Pfarrer, Schulmeister u. s. w. mit den mannigfaltigsten tactmäßig ausgeführten Variationen im Schnalzen mit der „Geißel“. Morgens um zwei Uhr geht der Lärm von neuem an. Wer beim Schnalzen den Tact nicht hält, wird durch den Morgenthau gezogen und führt das ganze Jahr den Spottnamen „Thauwäscher“; wer aber verschläft, muß sich einen „Froschschinder“ nennen lassen.

Im Innviertel und auch anderwärts bringen die Buben im Laufe des Sonnenwendtages auf eine geeignete Stelle des Brachfeldes zusammen: alte Besen, die das ganze Jahr hindurch in allen Häusern zusammengesparrt wurden, leere Pech- und Wagenschmierfäßchen, die Überreste vom Palm- und Maibaum, von Frohnleichnamskränzen und jenen Stauden, die bei der Procession am Frohnleichnamsfeste bei den Segensstätten oder am Wege angebracht waren u. s. w. Einige gehen im Dorf von Haus zu Haus und bitten um Brennholz mit dem Spruche:

„Der heilige St. Veit
Thaat bitten um ein Scheit;
Der heilige St. Ulri
Thaat bitten um ein' Wid;

Der heilige St. Nigl
Thaat bitt'n um ein' Prügl;
Der heilige St. Florian —
Um acht Uhr send'n ma's an.“

Wo es ihnen gereicht wird, danken sie mit den Worten: „Nimm' ein' Schimmel, reit in Himmel!“ Wo es ihnen versagt wird, schelten sie: „Nimm ein' Rapp'n und reit in d' Höll!“ Andere fahren mit einem Leiterwagen, den sie oft selber ziehen, in den Wald, um auch von dort Holz herbeizubringen. Noch andere sammeln alte Kleider und ziehen damit zwei Stroh puppen, „Hansl“ und „Gretl“ genannt, an und bringen sie auf das Feld. Dort befestigt man sie an eine in Stroh eingewickelte Stange, die in den Erdboden eingerammt wird. Am Fuß derselben sichtet man einen mächtigen Haufen Brennholz auf, der beim Eintritt der Dämmerung in Brand gesteckt wird. Rasch züngeln die Flammen an der Stange empor und ergreifen die beiden Stroh puppen, daß sie brennend ins Feuer niederstürzen. Am Feuer knien die Leute nieder oder gehen betend um dasselbe herum. Mit lautem Rufen und Zuchzen wird das Aufbrennen des Feuers begrüßt; Schüsse knallen, die in Brand gesetzten Pechfäßchen werden an Stöcken im Kreise geschwungen und zuletzt in die Luft geschleudert oder an der Donau in den Strom geworfen; die brennenden alten Besen werden in Procession herumgetragen und in das Flachsfeld gesteckt. Paarweise springen Burschen und Mädchen über die lodernnden Flammen, während andere an Stöcken Brod im Feuer rösten und davon essen. Das tolle Treiben dauert bis gegen Mitternacht. Um die Mitternachtsstunde aber kommen der Teufel und die Hexen, um auch über das noch glimmende Feuer zu springen. Spät Heimkehrende können es noch aus der Ferne sehen. Unter Tags hat man Meth getrunken, weil das gegen das Kreuzweh



Sonnenwendfeuer im Innviertel.

beim nahenden Schnitt gut sei, und Krapfen, insbesondere Hollerkrapfen, das sind Blüten-dolden des Holunders aus dem Schmalz gebacken, gegessen. Altheidnischer Brauch und Glaube sind hier gar nicht zu verkennen. Der Sonnengott Balder ist todt; die Götter begehren trauernd die Todtenfeier; Mana, seine Gemalin, verbrennt sich mit ihm auf dem Scheiterhaufen. Die christliche Sage hat dieser Feier eine andere Deutung gegeben. Im unteren Mühlviertel erzählt man: „Als Herodes den heiligen Johannes gefangen nehmen wollte, trug er den Schergen auf, an der Stelle, wo ihnen der Bußprediger in die Hände fiel, zur Stunde ein Feuer anzuzünden, damit er so schnell als möglich davon erführe. Sie thaten es, aber siehe, zu gleicher Zeit brannten rings auf allen Höhen Feuer, so daß der König völlig irre wurde und nicht wußte, wie er daran sei. Darum zündet man noch heute die Johannesfeuer an.“

Das Gegenstück zur Feier der Sommerjonnenvende bildet jene der Winterjonnenvende, die sich jetzt hauptsächlich auf die „Zwölfnächte“ (25. December bis 6. Jänner) concentrirt hat, der aber auch jetzt noch, ohne daß man sich des Ursprunges bewußt ist, eine Vorfeier vorangeht, die schon mit dem Martinstag (11. November) oder jedenfalls mit dem Nikolaustag (6. December) beginnt.

Vom Martinstag, an welchem noch jetzt so viele Gänse ihr Leben lassen müssen zur Erinnerung an einen altheidnischen Festcultus, bis zu den heiligen Dreikönigen treibt nach volksthümlicher Meinung noch der „wilde Jäger“ sein Umwesen. Am Nikolaustag aber öffnete sich der germanische Götterhimmel; die Götter gingen alle auf Erden herum und kehrten segenspendend und die Zukunft verkündend bei den Menschen ein. Recht lebendig hat uns dieses die Art und Weise gezeigt, wie man in Windischgarsten den Nikolausabend begehrt; Wodan der Allwissende, dem seine Raben Alles melden, Berchta die Gütige, Thor der Gott mit dem Bocksgepant und die freundliche Sif u. s. w. treten uns als Nikläherr und Nikláfrau, als Krampus und Habergeiß entgegen u. s. w. Selbst die sonderbar gestalteten Brode, welche der Nikläherr an die braven Kinder vertheilen läßt, melden von altem Göttercultus; die in Brod nachgeahmten Thiergestalten erinnern an ehemalige Thieropfer; das Christenthum hat diesen Brodformen eine andere Verwendung gegeben.

Auch die Reiche der Elfen, Zwerge und Riesen thaten sich auf in diesen Tagen; die Überirdischen wandeln unter den Menschen und diese feiern ihr Nahen mit Opfern, besonders in der Zeit der Zwölfnächte. Die heidnischen Skandinavier begingen um eben diese Zeit das große Zulfest. Noch jetzt dauern die Opfermahlzeiten unserer heidnischen Vorfahren in den sogenannten Rauch- oder Rauchnächten fort, an welchen außer den Gerichten, welche sonst an Festtagen auf dem Tische erscheinen, die Krapfen (Opferfuchen) und besondere Arten Brodes, die Störi, mit und ohne Klezen, das sind getrocknete Birnen, eine Hauptrolle spielen.

Beim Leuchten der Sonnenwendfeuer sank Valder, der Sonnengott, ins Grab, und wenn am Tannenbaum Schnee und Reif wie Lichtlein glitzerten, woraus die Sinnigkeit des Christenthums den Christbaum gestaltete, erwacht er zu neuem Leben.

Auffallend ist die zeitliche Ausdehnung dieser Festlichkeiten. Die Winterjonnemwende fällt astronomisch auf den 21. December. Noch jetzt spielt der Thomastag eine bedeutende Rolle im Glauben und Meinen des Volkes; er ist hier und da die erste von den Rauchnächten. Er steht ferner genau zwischen dem Nikolaustag und dem Dreikönigsfeste. Am 21. December hat man offenbar in heidnischer Zeit das Fest der Winterjonnemwende begangen, 15 Tage dienten zur Vorfeier und 15 folgten als Nachfeier.

Die Nähe der Überirdischen öffnete auch den Menschen den Schleier der Zukunft. Noch jetzt sucht man gerade in diesen Tagen durch allerlei abergläubiges Thun und Treiben Aufschluß über die Zukunft zu erhalten: Heirat, Elternfreuden, Tod — will man in den Zwölfnächten erfragen. Wem wären das Bettstafeltreten, das Zwetschen- oder Weichselbaumschütteln, das Zaunstecken zählen, Holztragen, Stecken- und Pantoffelwerfen, das Bleigießen u. s. w. unbekannt? — Lauter Bräuche der Thomasnacht. Weniger bekannt dürften sein das Leinsamen säen, das Leirerlösen, das Hütchenheben und die Nußlichtlein.

Beim Leinsamen säen („Linsjet“ oder „Linsjet“) nehmen heiratslustige Mädchen Leinsamen („Linsjet“) in die rechte Hand und streuen ihn, im Bette liegend, rückwärts über das Haupt mit den Worten: „I saa (säe) ein' Sam' in Thomas Nam', in Thomas' Gart'n, will i auf mein' Bräutigau' wart'n“, worauf ihnen der künftige Ehemann im Traume erscheint.

Leirer nennt man das Butterfaß. Beim Leirerlösen geht man Abends während des Abelläutens in das Vorhaus, wo der Leirer zu stehen pflegt, und hält das Ohr an dessen viereckige Öffnung. Je nach dem Tone, der sich hören läßt, z. B. Mühlengelapper, Schmiedegehammer, Senzenklirren, ist Stand und Gewerbe des „Zukünftigen“ beschaffen.

Zum Hütchenheben („Hütchenheb'n“) nimmt man neun Hüte oder Hauben, oder auch Körbchen, Schüsseln und dergleichen und legt oder stellt sie auf den Tisch. Darunter gibt man: Ring (Heirat), Geldbeutel (Reichthum), Schlüssel (großes Anwesen), Kind (Elternfreude), Kamm (Ungeziefer), Tuch (Trauer), Bündel (Wandern), Rosenkranz (Frömmigkeit); ein Hut bleibt leer (Tod). Hat man diese Gegenstände unter die Hüte vertheilt, so führt man den, der die Zukunft erfragen will, herein, verbindet ihm allenfalls noch die Augen und läßt ihn eines von den Hütchen oder auch drei aufheben. Was er darunter findet, meldet ihm seine Zukunft. — Unwillkürlich denkt man dabei an die Nachricht, welche uns Tacitus über die Art und Weise gibt, wie die alten Germanen mittelst der Lose die Zukunft erforschten.

Im Hausruchviertel gibt man Wallnußschalen, in denen kleine Lichtlein brennen, in eine mit Wasser gefüllte Schüssel. Wenn innerhalb einer gewissen Zeit ein solches

Mußlichtlein umstürzt und auslöscht, so stirbt im folgenden Jahre jemand aus dem Hause. In Windischgarsten dienen die Mußlichtlein, um das Schicksal zweier Brautleute zu erfahren. Bleiben die beiden Schalen mit den Lichtlein in Berührung, so wie man sie zusammengab, wird die Ehe glücklich sein; schwimmen sie aber auseinander, verkündet es Zerwürfniß und Unglück. Auch wird jenes von den Brautleuten zuerst sterben, dessen Lichtlein zuerst erlischt.¹

Durch den Einfluß des Christenthums wurde ein Theil des Zauber- und Zukunftglaubens von der Nacht der Winterjonnennwende getrennt und auf die Christnacht übertragen. Da beginnen, so sagt man, die Thiere im Stalle zu reden und die Zukunft zu melden; da kann man erfahren, wer im künftigen Jahre stirbt; auch Heiratslustige können sich Auskunft verschaffen. Haselstaudenschütteln, Eiergießen, Bleigießen, ja selbst der Backofen gewähren derlei Anzeichen. Wenn eine Weibsperson ohne Kleidung in denselben kriecht, erscheint ihr „Zukünftiger“ und reicht ihr das Hemd hinein; und wer, von der „Mette“ heimkommend, in den Backofen schaut, sieht sein künftiges Weib aus demselben heraus schauen u. s. w.

Besonders aber ist die „heilige Nacht“ zum Kreis- oder Kreuzstehen bestimmt. Dasselbe ist zwar mit allen Schrecken des Zaubers verbunden, eröffnet aber auch den tiefsten Einblick in die Zukunft. Es ist, wie man sich gegenseitig zuraunt, noch jezt in Brauch, vor Leuten aber, die es angeblich geübt haben oder noch üben, hat jedermann Scheu und Angst. Es geschah oder geschieht während der „Mette“, das heißt während des feierlichen Gottesdienstes, der auf dem Lande in der Christnacht um 12 Uhr, der gefürchteten Geisterstunde, gehalten wird, und zwar auf einem Kreuzwege, das ist an einer Stelle, wo sich zwei Wege kreuzen, auf denen zu zwei verschiedenen Pfarreien die Todten getragen werden. Wer das Wagniß unternimmt, darf in den drei vorhergehenden Tagen weder beten, noch sich mit Weihwasser besprengen, noch darf er Brod oder Brotsamen bei sich tragen, denn das Brod ist etwas Heiliges. Um Mitternacht muß er zur Stelle sein, in Sturm und Nacht allein, während alle übrigen Leute beim Gottesdienst und bei den Lichtern der Christnacht in der Kirche weilen. Um sich her muß er mit einem Haselstocke oder mit geweihter Kreide einen Kreis ziehen, der ja nirgends unterbrochen sein darf und weit genug sein muß, daß den Verwogenen die erscheinenden Spukgestalten nicht erfassen können. Auch muß er eine schwarze Henne oder einen schwarzen Hahn mit in den Kreis nehmen. Mit der zwölften Stunde beginnt es sich zu regen. Es kommt daher wie eine in Flammen stehende Fuhr Heu gerade auf den zu, der im Kreise steht; Schreckgestalten tauchen auf, greifen nach ihm, reden zu ihm, aber er darf nicht von der Stelle weichen und kein Sterbenswörtchen sprechen — und gelte es eine arme Seele zu erlösen, denn sonst ist er dem Teufel unrettbar verfallen. Um diesen zu befriedigen, muß ihm die schwarze Henne

¹ In Norddeutschland wird das Wallnuschschalen-Orakel in der Sylvesternacht practicirt.

zugeworfen werden. Wer diese Schrecken standhaft besteht, vor dem thut sich die Zukunft auf und er schaut das Schicksal, das ihn, seine Nachbarn oder sonstige Bekannte erwartet.

Verwandt mit dem Kreisstehen ist das Losstehen, doch ist es minder schrecklich. Es muß an einer Stelle geschehen, wo dreier Herren Gründe zusammenstoßen, aber erst bei Tagesanbruch, zwischen sechs und sieben Uhr. Auch darf dabei gebetet werden. Der „Lossteher“ schaut ebenfalls die Zukunft.

Wie die überirdischen Mächte in der Zeit der Sommer- und Winterjonnenvende nach altüberliefertem Glauben sich den Menschen näherten, so auch bei Beginn des



Das Kreis- oder Kreuzstehen.

Frühlings. Daher ist der Georgstag, das altheidnische Osterfest, (24. April) ein solcher Tag für Zaubermächte, insbesondere für die Hexen. Daher hat man vor Zeiten an diesem Tage „abgejagt“, indem man mit Stecken und Peitschen an Thor und Waschbank, an Zaun und Baum schlug, dabei schrie und knallte oder gar mit „geweihtem Pulver“ in die Lüfte schoß. Man ging mit Ketten um das Haus und rasselte damit; Fichtenreiser wurden hereingebracht und daraus Besen gebunden, mit denen man „Stall und Stadel“, „Kammer und Gredn“ auskehrte u. s. w.

An diesem Tage gehen die Hexen am Morgen thauflischen. Mit einem Krug in der Hand und ohne jegliches Gewand streifen sie, anderen Sterblichen unsichtbar, auf Feldern und Wiesen den Thau ins Gefäß; daheim fahren sie mit der äußeren Fläche der noch thaufluchten Hand den Kühen über den Rücken, wovon dann dieselben fortan sehr viele Milch

geben, oder sie mischen von diesem Thau unter die Hexensalbe. Wer vor Sonnenaufgang ungekreuzt und ungewaschen, mit einem Schuh, ohne ein Wort zu sprechen, auf's Feld geht, kann die Hexen bei ihrer Beschäftigung sehen. Redet man sie dabei an, so ist ihre Macht gebrochen.

Noch besteht der Glaube, daß es Leute gebe, die allerlei Zauberkünste wissen und verstehen. Sie „bannen“ den Dieb und den Fuhrmann, daß sie nicht mehr von der Stelle können, oder sie zwingen durch ihren Bannspruch den Dieb, die gestohlenen Sachen wieder zur Stelle zu bringen. Sie „wenden“ die Krankheiten mit allerlei Ceremonien und Sprüchen, z. B. man wische gegen die Finger und Zehen hinaus und spreche dazu dreimal: „Schwund, Gicht und Gall, geh' weg von mein' Fleisch und Bluet, von mein' Mark und Bein und geh' auf einen harten Kieselstein“.

Man kannte „Segen“, das sind Zauberformeln für schwere Geburten, für Feuersgefahr, für Hagel und Gewitter. Auch ließ man über das Vieh alljährlich den Haltersegen sprechen, den das Jesuskind selbst den Hirten gab, als sie kamen, um es anzubeten. Ein fremder Hirte ging von Haus zu Haus und sagte, wenn man ihn gewähren ließ, überall folgenden Spruch:

„Glück herein und Unglück hinaus!
Es ist ein fremder Halter im Haus.
Im Namen Jesu tritt ich herein:
Gott behüt' eure Kinder und Schwein';
Und alles, was ihr habt in Haus und Hof,
Das soll gesegnet sein
Als wie der heilig' Kelch und Wein
Und das wahre Himmelsbrod,

Das Jesus Christus aufgewandelt hat.
Treibt euer Vieh durch Haus und Gart'n,
Da kömmt Sanct Peter mit dem Himmels-
schlüssel,
Sperret den Thieren ihren Rüssel,
Dem Fuchs, dem Luchs ihren Mund
Und dem Wolf seinen Schlung
Auf das ganze Jahr u. s. w.

Reckes Wagen, frohe Laune, frommer Sinn kennzeichnen des Oberösterreichers weltliche und kirchliche Feste, einen reichen Schatz von altheidnischen Überlieferungen, Glauben und Meinungen birgt hierzulande noch unbewußt die Volksseele in stiller Tiefe und zeigt ihn ab und zu bei allerlei Bräuchen und Meinungen; man hat es aber nicht gerne, wenn jemand mit rauher Hand daran deutelt und rüttelt und krittelt.

Der Oberöreicher versteht und liebt die Arbeit. Wie viel Schweiß steckt in den wogenden Weizenfeldern des Inn- und Donauthales! Doppelt soviel kostet aber erst das mühsam bestellte Haferfeld des Mühlviertlers!

Vom Donaustrand bis zum Gipfel des hohen Priel und hinein in die Schluchten des „todten Gebirges“ und hinauf bis zum „Karls-Eisfeld“ am Dachstein — überall Arbeit. In den Granitbrüchen des Mühlviertels, in den Bergwerken am Hausruck, in Fisch und Hallstatt, in den Sudhäusern zu Ebensee, in den Hammerwerken und Fabriken an der

Enns und Steyr, an der Krems und Traun und draußen in der Ebene, in den Holzschlägen hinauf bis zum Blöckenstein — überall Arbeit. Landmann, Handwerker, Holzknecht und Schwoagerin u. s. w. haben ihre Arbeit mit schönen Bräuchen umkränzt und gewürzt.

Des Landmannes Sinnen, Denken und Fühlen gehören dem Felde, dem Säen, Pflügen, Ernten. Darauf beziehen sich seine altererbtten „Wetterregeln“ und diesem gelten zahlreiche spruchartige „Arbeitsregeln“, z. B.: „Früher Dunner — später Hunger“; „Dickerl (das ist St. Benedict) steh auf und bau' Habern“; — „Iß nu um drei Tag z'balb, na' unser Frauen ist guet bauen“. „Am Georgstag soll sich im Korn verbergen ein' Krah (Krähe) und z'Pfungten ein Mann“; — „z'Et. Weit maacht ma in alle Weit“; — „der Peterstag brennt dem Korn d'Wurzen ab“; — „am Peterstag steht der Bauer mit der Sichel da;“ — vom Roggen rechnet man: „vierzehn Tag' schießen; vierzehn Tag' blean (blühen); vierzehn Tag' einköna (Körnerbildung) und vierzehn Tag' a' zeitig'n (reifen)“, „bau'n Weiz in's Sackl, so füllt er dir's Sackl“ u. s. w.

Um die Saaten vor dem Hagel zu schützen, steckt man am Palmsonntag „Palm- buschen“ in dieselben. Am Georgstag oder auch in der Nacht vor dem Charfreitag treibt man die Hexen durch Schnalzen mit Peitschen und Rasseln mit Ketten nicht bloß von Haus und Hof, sondern auch von Grund und Boden fort, und am folgenden Tag, am Markustag, beginnt der Bauer das „Kornfelddeten“. Abends umgeht er mit den Seinigen, den Rosenkranz betend, die Gründe, wo Korn und Weizen stehen. Großen Werth legt er darauf, daß die Frohnleichnamsp procession im Freien abgehalten werde, denn geschieht es nicht, so ist Hagelwetter zu befürchten. Mit leicht begreiflicher Angst sucht er durch allerlei Mittel ein solches Unglück auch sonst abzuwenden. Ziehen Hagelwolken daher, so eilt man, die Egge mit den Zähnen nach oben hinzulegen, denn das hilft gegen den Schloffenfall. Kommt dieser dennoch, so stellt man schnell das Weihbrunngefäß auf den Düngerhaufen oder gibt drei Schloffen in dasselbe. Auch wenn man bei Beginn eines Hagels eine Schlosse zer schlägt, geht das Hagelwetter ohne weiteren Schaden vorüber. Endlich nach langem Kümern und Sorgen kommt die Schnitt- oder Erntezeit. „Zu Kilian schneid't ein jeder Mann“ ist agronomischer Canon. Die ersten Halme, welche der Schnitter erfaßt, bindet er sich um den Leib, denn das hilft gegen die Kreuzschmerzen, und die letzten Halme läßt man auf dem Felde stehen. Wird der Weizen geschnitten, bringt die Bäuerin Krapsen auf den Tisch; desgleichen wenn die Haferernte beendet ist. Ist die letzte Garbe geschnitten, ist das „Abschnitterkoch“ zu verzehren Brauch, wobei Blumensträußchen auf den Tisch kommen, um welche Knechte und Mägde sich streiten. Zum Erntefest setzt es wohl auch einen Schnittertanz.

Auch für das Obst hat der Bauer seine Sprüche, so sagt er: „Der Jagel thuets salzen, der Lenzl thuets schmalz'n, der Bart'l gibt eahm ein' G'schmach, der Michl brockt's

ab;¹ — „der Margarethen-Regen macht d'Nuß' theuer“; — „z' Bartlmei stöckt man d'Äpfel und d'Nuß in's Heu“² u. s. w.

Zwischen den „Frauentagen“, das ist zwischen Mariä Himmelfahrt und Mariä Geburt, driecht man schon wieder das neue Samenkorn und zu Ägidi (1. September) ist die erste Woche für die Roggenfaat, in der Kreuzwoche (Kreuzerhöhung, 14. September) die zweite und in der Quatemberwoche die dritte. Um zu erfahren, welche von diesen drei Saatzeiten die günstigste ist, nahm der Bauer sonst von der ersten Fuhr Korn, die er einbrachte, drei Ähren und legte sie der Reihe nach in die Erde. Welche am schönsten aufging, gab ihm diese Woche an.

Kommt der Winter, so ist die Zeit zum Dreschen des Getreides. Auch für diese Arbeit hat man gewisse Sprüche und Bräuche. So deutet man den Tact, nach welchem die Drescher auf die Tenne schlagen, durch rhythmische Sprüche an: Wenn einer driecht, lautet es: „Dieb — Dieb“; wenn zwei: „Schöldiebst — Schöldiebst“; — wenn drei: „Stich d'Katz ab — Laß's Fleisch da“, — wenn vier: „Hand³ Hund in Dah — Tag's abher da“; — wenn fünf: „Hand Hund in Sumpa“;⁴ — wenn sechs: „Ein' Schlüssel voll Krapsen, — i mag's nöt dertapp'n“⁵ u. s. w.

Wenn endlich das letzte „Stroh“, das ist so viel Getreide, als auf einmal auf der Tenne gedroschen werden kann, an der Reihe ist, läßt die Bäuerin ein Säckchen mit gedörrten Birnen, Äpfelspalten, Nüssen u. s. w. durch die Küchenmagd oder sonst jemand auf die Tenne werfen. Man nennt das den „Tendlboß“. Die Überbringerin muß sich aber flink aus dem Staube machen und in die Stube, in den Tischwinkel flüchten, denn die Drescher werfen die Flegel weg und laufen ihr nach. Wird sie eingeholt, so wird sie „ausgespannt“, das heißt, es werden ihr die Arme ausgespannt und an einen Stock gebunden; überdies wird sie „eingestroht“, das heißt in Stroh gewickelt und muß sich tüchtig ausspotten lassen.

Anderwärts geht während des „letzten Strohes“ ein Knecht heimlich in die Küche. Er hat ein Strohkränzlein mit, füllt eine Pfanne mit Wasser, legt das Kränzlein hinein und heizt unter, worauf er, sich eiligst entfernend, schreit: „'S Krapsenstroh brennt!“ Erwischt ihn dabei die Bäuerin mit den Mägden, muß er es sich gefallen lassen, daß man ihm Hände und Gesicht mit Ruß schwärzt und so in die Scheune zurückbringt — zum Gelächter der übrigen.

Wer beim „letzten Stroh“ den letzten Schlag auf die Tenne thut, bekommt die Stad'lhenn' oder die „rothe Henn“, was für ein Zeichen der Saumligkeit und Faulheit

¹ Am Jakobstag (25. Juli) sind Äpfel und Birnen noch sauer; am Laurentstag (10. August) bekommen sie Saft; am Bartholomäustag (24. August) werden sie schmackhaft; am Michaelstag (29. September) ist Obsternte. — ² Äpfel und Nüsse sind reif. — ³ sind. — ⁴ Korb. — ⁵ erreichen, erhalten.

gilt. Jeder Drescher gibt daher wohl acht, um nicht den letzten Schlag zu thun und die Stadlhenne zu bekommen. Doch ist diese so übel nicht. Beim Ausdreschermahl erhält der „Unglückliche“ nämlich eine doppelte Portion von Schweinebraten, die man ihm überdies mit Weizen-, Korn- und Gerstenähren aufspugt. Als Zugabe muß er freilich manche Spottreden und Neckereien hinnehmen.

Wer unter Nachbarn zuerst „ausdrischt“, das heißt mit dem Abdrusch fertig ist, schießt seinem Nachbar, der noch nicht so weit mit der Arbeit ist, den „Leoblmann“ mit der „Leoblreutern.“¹ Es ist dieses ein Strohmann, der mit allerlei Lumpen und Fetzen bekleidet wurde. Man gibt demselben einen Dreschflegel über die Achsel und eine „Reuter“ (Getreidesieb) auf den Rücken; auf dem Hut aber hat er einen Zettel mit Spottversen, z. B.: „Auf mein' Hut steh't's g'schrieb'n, — Wann's net leobeln mögt's, — Laßt's ös lieg'n“. Des Morgens, wenn beim Nachbar die Drescher schon in der Scheune sind, wird ihnen der Strohmann auf die Tenne geworfen. Der Überbringer hat aber höchste Zeit zur Flucht; denn erwischt man ihn, so wird er „ausgespannt“ und „eingestroht“ und mit geschwärztem Gesichte fortgejagt.

Den festlichen Schluß des Abdrusches bildet das „Ausdreschermahl“, auch „Tendelboß“ genannt, wobei Braten und Krapsen nicht fehlen dürfen. Zu demselben werden in recht patriarchalischer Weise selbst die Tagelöhner geladen, außerdem der eine oder andere „Freund“ und der Müller, bei dem der Bauer sein Getreide mahlen läßt.

Auch der Flachsbaum und die Flachsente haben ihre eigenthümlichen Gebräuche. Wenn der Bauer Haar, das ist Flachs anbaut, so macht ihm sein Weib „Eier in Schmalz“ und trägt es ihm auf das Feld nach, wo es der Säemann isst, ehe er die Arbeit beginnt, angeblich damit die Hände heil² werden, so daß die „Linset“³ leicht davon wegfleht. Thatsächlich handelt es sich hiebei um einen heidnischen Ackercult. — Beim Sonnenwendefeuere springen die Mägde hoch über dasselbe, damit der Flachs hoch wachse. Ähnliches thaten ehemals die Weber bei den Faschingsaufzügen in der gleichen Absicht. Daß die angebrannten Besen vom Sonnenwendefeuere in das Flachsfeld gesteckt werden, wurde schon oben angeführt.

Hoch geht es in manchen Gegenden her bei der Flachsente, die aus dem „Haarfangen“ und „Haarrüffeln“ besteht. Zu dieser anstrengenden Arbeit kommen die Leute aus mehreren Häusern zusammen. Das Haarfangen, das ist das Ausreißen des Flachses aus dem Boden, beginnt man zeitlich morgens. Die Leute aus den einzelnen Häusern halten dabei partienweise zusammen und arbeiten um die Wette, so daß es rasch vorwärts geht. Und das ist auch gut, da die mit Flachs bestandene Fläche keineswegs unbedeutend ist.

¹ Leobl'n heißt schläfrig sein und thun (vergleiche „lau“). ² glatt. ³ Leinsamen.

Stichel- und Spottreden, allerlei Neckereien fördern die Arbeit. Der ausgeraute Flachs wird sogleich in Bündel („Bürde“) gebunden und nach Hause gefahren. Ist der letzte Acker ausgeraut, beendet diesen Theil der Arbeit ein gemeinsames Zuchzen im Doppelchor, indem ein Chor in hoher Tonlage „Zuh“ schreit und der andere um eine Terz tiefer „Su“ antwortet, was mehrere Male rasch hinter einander sich wiederholt, worauf beide Chöre einstimmig mit langgedehntem Zuhschrei schließen. Dann geht das „Rüffeln“ an, so nennt man das Abreißen der Samenkapseln des Flaches vom Stengel. Dazu hat man zwei Rüffelbäume, das sind Balken, in welche die Rüffelbretter, kammförmige eiserne Rechen, befestigt sind. Diese zwei Balken werden einander gegenüber aufgestellt und so viel als „Rüffelbretter“ an einem Stamme sind, stellen sich „Rüffler“ zur Arbeit an. Da heißt es nun tüchtig zugreifen, denn wer säumig ist, der hat Spottsprüche zu erwarten.

Bald findet sich an jedem Rüffelbaume ein lustiger Kumpan, der mit lautem Lärmen die bekannten und unbekanntenen Schwächen der versammelten Arbeiter „auschreit“ und jedesmal alle Arbeiter auffordert, beizustimmen und laut zu rufen: „Sa“, was auch jedesmal geschieht. „Bei der Rüffel ist Alles zu sagen erlaubt“ — gilt als urwüchsiges Rechtsgrundsatz, und wer den „Rüfflern“ zu Gesicht kommt, wird, wer er auch sein mag, „ausgeschrien“. Dabei setzt es manchen witzigen Spruch, aber auch derbe, grobe, bittere Worte. Niemand jedoch hält sich dagegen auf; er käme auch dadurch nur vom Regen in die Traufe. Während die Arbeit flott vorwärts schreitet, die Flachskapseln niederrieseln, die Rüffelbretter surren unter dem Einhacken des Flaches und lauter Lärm nebenher geht, schafft drinnen die Hausfrau, um die Faufe, aus einer Art Topfentäse bestehend, herzurichten und das Rüffelmahl zu kochen. Dazu gehören zwei Sorten Brein, Hirse in Milch gekocht und dann in großen Fladen abgekühlt und fest geworden. Noch ist die Bäuerin mitten in der Arbeit, da schleicht sich ein flinkes Bürschchen ein und hascht ihr von dem „Brein“ weg, wenn sie ihm denselben nicht etwa freiwillig heimlich zusteckt. Mit dieser Beute, die er in ein Tüchlein geborgen hat, tritt er keck zur Rüffel hin, spricht anfangs von harmlosen Dingen, beginnt aber bald die Arbeiter zu necken und ihnen zu zeigen, daß er ihnen den „Brein“ gestohlen habe. Alsbald aber muß er sich die Gelegenheit zu entspringen erspähen. Er muß schnell auf den Füßen sein, sonst ist es um ihn geschehen. Denn wird er eingeholt, so führt man ihn im Triumph zurück, bindet ihn an der Rüffel fest, schwärzt ihm Hände und Gesicht mit Ruß und dann wird er „ausgeschrien“, was Platz hat; auch kommt er sobald nicht los. Sie umheulen und umjuchzen und verspotten ihn wie etwa die Rothhäute ein „Blasgeseht“, das sie gefangen eingebracht haben. Zum Scalpiren und Lebendigverbrennen kommt es aber doch nicht, wenn auch nicht viel davon fehlt.

Den Schluß macht das Rüffelmahl. Es ist über der Arbeit schon Nacht geworden; endlich ist man zu Ende und nun geht es im chormäßigen Zuchzen in die Stube. An

großen Tischen wird Platz genommen. Zuerst kommen gewaltige Schüsseln mit Semmel-suppe. Sind sie bis zum Boden leer gegessen, nimmt jeder seinen hölzernen Löffel und klopft damit auf den Rand der Schüssel, was Zeug hält, und dazu wird laut gejuchzt bei jedem Tisch. Das gibt einen ordentlichen Lärm ab! Dann kommt „Schmalz Koch“ auf den Tisch mit gebackenen „Äpfelrädchen“ als Auflage und dann in gewaltigen Stücken der Brein, das Hauptgericht, das man nicht mehr aufzehrt, sondern mit heimträgt. Den „Brein“ schön gekocht zu haben und in hohen Stücken vorlegen zu können, ist Ehrensache der Bäuerin.

Aber nachdem das Mahl beendet und mit gemeinsamem Gebete geschlossen ist, geht man noch nicht heim. Man ist ja von der Arbeit gar nicht müde. Tische und Bänke werden weggeräumt, eine Zither oder eine Harmonika oder doch ein „Fogghobel“ wird herbeigebracht, und nach des Tages Last und Arbeit setzt es erst noch den Rüsseltanz ab, so ein oder zwei Stündchen, bis Mitternacht da ist. Jetzt erst wird heimgegangen, wenn sich nicht noch hier oder dort ihrer Zwei vor dem Mondschein in den dunklen Schatten eines Baumes oder einer Hecke flüchten. Was sie sich wohl zu sagen haben?

Suchen wir auch die Bewohner des Gebirges bei ihrer Arbeit, mit ihrem Brauch und ihrer Lust auf.

Zu den schwierigsten Arbeiten daselbst gehört der Abtrieb des Waldes, das Herabbringen der gewaltigen Stämme in das Thal und das Verflößen des Holzes auf den Gebirgsbächen und Flüssen, eine mühsame, gefährvolle Arbeit, die einen starken Arm und sicheres Auge nebst Geschicklichkeit und Gewandtheit erfordert. Die Holz- und Floßknechte, kurzweg „Flößer“ genannt, sind darum auch wetterharte, furchtlose Gesellen, denen es aber auch an Humor nicht fehlt. Zu ihrer und anderer Belustigung haben sie sich eine Parodie der Flößerarbeit erdacht und daraus einen Faschingsjux gemacht.

In Grünau, einem romantisch gelegenen Orte im oberen Almtal, veranstaltet man nämlich am Faschingsdienstag den „Flößerball“.

Schon einige Zeit früher wird ein Miniaturfloß, wie solche in den Wirthshäusern, wo die Flößer einzufahren pflegen, als Wahrzeichen über ihrem Stammtische vom Düppelboden herabhängen, zum Dorftischler gebracht. Dieser bessert es aus, lackirt es frisch und ziert es mit bunten Seidenbändern. Auch sorgt er, daß die kleinen Holzfiguren, welche mit Rudern bewehrte Flößer vorstellen, nicht fehlen.

Am Faschingsdienstag wird das Floß vom Tischler abgeholt und auf einen Schlitten, wie sie die Bauern zur Winterarbeit benützen, geladen, und zwar so, daß es von allen Seiten leicht gesehen werden kann. Der Schlitten ist rings mit jungen Fichtenbäumchen besetzt, an deren Wipfel das Floß angebunden wird. Zwei oder auch drei Paar Ochsen ziehen den Schlitten und ein Bock dient als Vorspann. Dessen Kopf ist mit einem Kranz

geziert, die Hörner mit farbigen Papierstreifen umwunden und überall an ihm flattert es und weht es von Seidenbändchen und Schleifchen. Die Dsjenknechte tragen ebenfalls Hüte mit grellen Bändern und knallen während der Fahrt unausgesetzt mit den Peitschen, als gälte es wer weiß was für eine schwere Last zu führen. Zu beiden Seiten des Schlittens und hinter demselben gehen Flößer mit Knitteln, „Dremeln“, versehen. Ein solcher hängt auch am Ende des Seiles, das rückwärts am Schlitten befestigt ist. Mit diesem Knittel wühlt ein Flößer fortwährend den Schnee zu beiden Seiten der Straße auf und wirft ihn rechts und links, als arbeite er mitten im Flusse mit dem Steuerruder. Gelangt das Fuhrwerk an eine Stelle, wo Zuschauer auf den Zug warten, wird angehalten und mit weithin in den Bergen wiederhallendem Geschrei der Schlitten mittels der „Dremel“ in die Höhe gehoben, als wäre er ein Floß, das auf eine Sandbank aufgefahren ist und wieder flott gemacht werden muß. So gewaltig ist die Arbeit, daß manch ein „Dremel“ dabei in Stücke bricht, — man hatte ihn absichtlich zuvor halb durchgesägt. Dabei wird ab und zu die vermeintliche Wassertiefe gemessen und ausgerufen: „Halbö neunö; „Sechjö“; „Halbö drei“; „Achtö“ u. s. w. Hat der Schlitten das Wirthshaus erreicht, wird das Floß abgeladen, in die Stube gebracht und daselbst aufgehängt, um fortan wie früher das gewohnte Wahrzeichen zu sein. Den Schluß machen Mahl und Tanz.

Ist auf den Alpenweiden endlich der Schnee auf die Dauer gewichen, so erfolgt der Auftrieb des Viehes auf die unteren „Almen“. Der Tag hierzu ist nach altem Herkommen der Urbanstag (25. Mai). Erst um Mitte Juni treibt man auf die oberen Almen, nämlich am St. Veitstag (15. Juni). Die Wirthschaft dort oben liegt hauptsächlich in weiblichen Händen. Die „Schwoagerin“ führt das Regiment, der „Halter“, welcher Schafe und Ziegen zu beaufsichtigen hat, ist nur ihr Gehilfe. Hier weilt die Schwoagerin, arbeitet, schaltet und waltet, bis der Herbst kömmt. Um den Michaelstag beginnt der Heimtrieb und schließt mit dem Theresiatage (15. October). Da heißt es die Almhütte rein halten, das Milchgeschäft versehen, den Stall ausmisten, die Kühe im Auge behalten und betreuen, die steilen Bergwände, die selbst den Ziegen unzugänglich sind, erklettern und dort das spärliche Gras sammeln, was man „Gleßschneiden“ nennt, und in großen „Grastüchern“ auf dem Kopfe zur Almhütte tragen, um es dort zu dörren, damit man für unvorhergesehene Schneefälle Futter habe u. s. w.

Da braucht es rüstige Personen. Solche trifft man auch in den Almhütten; doch hat der Alpenbauer seine guten Gründe, keiner allzu jungen Dirne diesen Dienst anzuvertrauen, für welche die Einsamkeit des Hochgebirges, in der hier und da nur ein Holzknecht, ein Jäger, ein Wilderer auftaucht, gefährlich werden könnte. Man findet daher dort oben meist wetterharte und wetterbraune Weibspersonen, die den Frühling des Lebens schon verträumt haben und schon stark im Hochsommer desselben stehen, — „die sich auskemma“.



Der Fieberholl in Githman.

Aber singen können diese Leute, daß es eine Lust ist! Hat jemand durch richtiges Beegnen die anfängliche Scheu und Zurückhaltung dieser Naturseelen überwunden, so machen sie ihm sicherlich die Freude, ihre Almgesänge, Tödler und Zuchzer preiszugeben, wie sie uns Schöffers Melodien so ansprechend wiedergeben. Es sind „Lieder ohne Worte“ in einer wunderbaren Mannigfaltigkeit. Die Form dieses Gefanges, welcher stets von zwei Schwogerinnen ausgeführt wird, begreift kurze Sätze mit wechselndem Tacte in sich. Die fortschreitende Terze und der Sextengang bilden das Wesen dieser Gesänge, welche durch die häufigen Gegenbewegungen einen ganz eigenthümlichen Reiz gewinnen. Die Stimmen umfassen meist Sopran und Alt zugleich und schlagen bei der Verbindung der Intervalle stets hörbar von der Brust- und Mittelstimme in die Kopfstimme um. Der Eindruck, den diese Almgesänge hervorrufen, wird erhöht durch die große Natur der Umgebung. Die hohen Bergeshäupter, die weiten Ausblicke in endlose Fernen und in die Tiefe der Thäler, die in der Nähe schimmernden „Mauern“ und die aus der Ferne herüberglänzenden Gletscher und Firne, die freie, frische Bergluft und das unendliche Schweigen der Einsamkeit des Hochgebirges, — das Alles hat die rechte Stimmung hervorgerufen.

Wenn die Nebel aus den Thälern aufsteigen und der Wind schon kälter wird, folgt der Heimtrieb. Auftrieb und Heimtrieb sind die Hauptfesttage im mühevollen Leben der Schwogerin, letzterer jedoch nur dann, wenn kein Thier der Herde auf der Alm verunglückt ist. Die Schwogerin hat dann sich selbst in reine Kleider gehüllt und den Hut mit den letzten Alpenblumen geschmückt. Die Thiere der Herde, groß und klein, hat sie mit Kauschgold, bunten Bändern, Wachholdersträußen und Kränzen aufgeputzt. Und so geht es dem Thale zu. Den Zug eröffnet stolzen Schrittes die Schwogerin; ihr folgt die „Läutuh“, dann die übrigen Kühe und der „Töd'l“ (Stier) mit ihren Glocken und Schellen; hierauf kommt der Halter mit den Ziegen und Schafen und Schweinen. Das läutet und schellt, und brüllt und meckert und blökt den Bergweg herab, das Dorf hinein, dem Stalle zu! Die Herrlichkeit des Almlebens ist wieder für ein Jahr zu Ende, und wenn am nächsten Sonntag beim Dorfwirth der „Almtanz“ gehalten wird, ist es schier wie das „Fasching-begraben“, so lustig-traurig ist die Stimmung.

Wenden wir auch noch einen kurzen Blick auf die Handwerksbräuche und Sprüche. Wenn die Zimmerleute irgendwo, etwa bei einem Brückenbaue, Pfähle einrammen, so geschieht das, wo man nicht schon die Dampfkraft verwendet, in einer Weise, die wahrscheinlich die Pfahlbauern schon geübt haben. Der Pfahl wird mit einem großen Schlegel, der von mehreren Händen gleichzeitig erfaßt, gehoben und gesenkt werden muß, allmählig in den Boden eingetrieben. Dabei muß es in gleichmäßigem Tacte gehen. Darum wird die Arbeit mit rhythmischen Sprüchen geleitet, die von den beteiligten Arbeitern im Chore eintönig gesungen oder recitirt werden, z. B.: „Einmal auf — und einmal drauf“;

„zweimal auf — und zweimal drauf“. . . ; „zwölfmal auf — und einmal drauf“; „auf, daß's kracht — drauf, daß's pascht — und ast¹ rast's.“ Haben die Maurer eine größere Arbeit begonnen und kommt ein unberufener, aber nicht unwillkommener Neugieriger dazu, um sich die Sache anzusehen, so wird er „eingeschlossen“, das heißt, man sperrt ihm mit einer Schnur den Weg und thut dieses mit dem Spruch:

„Sie haben sich vergangen,
Und sind jetzt gefangen.
Wir thun Sie verschließen;
Es darf Sie nicht verdrießen.
Wir verschließen Fürsten, Grafen und Edelleut“;

Das ist der Maurer Pflicht und größte Freud'.
Wer diesen Bau will betrachten,
Darf ein kleines Trinkgeld nicht achten.
Wir verschließen Sie auf ein Glas Bier oder Wein,
Dann wird der Ausgang wieder offen und frei sein.“

Wer die richtigen Gegensprüche und Fragen zu stellen weiß, so daß er dadurch die Maurer um die Antwort in Verlegenheit bringt, kommt ohne „Trinkgeld“ los, ein Anderer aber nicht. — Ist das Haus vollendet oder wird in ein Gewölbe der letzte Ziegel eingesetzt, so geschieht dieses nicht ohne Feierlichkeit, nicht ohne herkömmlichen Spaß und Spruch. — Der Bauherr oder dessen Frau muß den „Zwickel“, so nennt man den letzten Ziegel, einschlagen. Ein Maurer steht aber mit einem Besen da und wehrt mit demselben die Wucht eines jeden Schläges ab; ja es befindet sich vielleicht sogar ein anderer auch unter dem Gewölbe und stößt den Schlußziegel nach jedem Schlage wieder zurück; der Bauherr muß die Schläge wiederholen! Indessen macht ein dritter Arbeiter auf einer bereitgehaltenen Holzlatte Strich um Strich, bei jedem Schlage einen, bis der „Zwickel“ fest sitzt. So viele Striche zuletzt die Latte zeigt, so viele Maß Most oder Bier muß der Bauherr preisgeben, daher auch der Spruch dabei gesagt wird:

„Angfangt' hamma in Gottes Nam',
G'macht hamma's, so guet ma's kinna ham.
'S wird wohl 'n Bauherrn a paar Maß kosten;

Er kann uns foan Laahn² und foan Bug'l³ zoagn.
G'arbeit' hamma nach der Latten und Schnur:
Ziegel, geh in dein' ewige Rueh.“

Frohes Schaffen, muntere Arbeit, geheiligt durch uralte Bräuche, nicht selten von übersprudelndem Übermuth begleitet, sind so recht nach dem Sinne des an Leib und Seele ferngefunnen Volkes in Oberösterreich.

Mundart, Dialect und Volksdichtung.

Wer vom Amsee oder von Hinterstoder aus den mächtigen Gebirgsstock übersteigt, der Oberösterreich von Steiermark scheidet, dem wird es nicht entgehen, daß das muntere Volk der Semnerinnen, das auf dem wild zerklüfteten Hochplateau des Todten Gebirges steirisches Vieh hütet, nicht nur andere Lieder singt, und andere Kleider trägt, sondern auch eine etwas andere Sprache spricht als ihre Nachbarinnen an der Steier und Am. Ein

¹ Dann, nachher. — ² Vertiefung. — ³ Höcker.

kümmertlicher Wald, der sich mitten in die Steinwüste des Todten Gebirges hineingelegt hat, heißt beispielweise im Munde der Auffer Hemarsch, indeß die Oberösterreicher, denen die Erweichung des r zu rsch fremd ist, Hemar sprechen. Überschreitet man bei der Burg ruine Wittinghausen die Nordgrenze des Landes, die kaum durch eine Hecke markirt ist, so schlägt ein eigenthümlich singender Ton ans Ohr, den man in Haslach, das ein paar Wegstunden südlicher liegt, nicht hört. An dem „si regnet“, „si schneit“ erkennt der Freistädter den deutschen Bauer aus den böhmischen Grenzdörfern. Der Niederösterreicher von Haiderhofen an der Enns hänselt den Ellensjer, wie er seinen Nachbar westlich des Grenzflusses nennt, wegen seiner breiten und altwäterisch klingenden Sprache und dem Innuviertler bei Schärding und Braunau gilt der am westlichen Ufer des Inn wohnende Koththaler in Betragen und Rede für grob. — Doch selbst innerhalb der engen Grenzen des Landes ist die sprachliche Einheit, trotz aller Gemeinsamkeit in Wort und Ton, keine absolute. Wie die Flora eine andere ist in den Niederungen der Traun und Donau als unter dem Schatten der Tannen- und Buchenwälder des oberösterreichischen Seegebietes, wie Licht und Luft anders vertheilt sind, ob der Wanderer die wohlbestellten Fluren des sonnigen Hügellandes durchstreift oder ob er die himmelanragenden Felskuppen des Dachsteingebirges emporklimmt, wie die Lebensbedingungen für den Köhler in der düsteren Waldeinsamkeit des Blöckensteines andere sind als für den glücklichen Bewohner des gesegneten Weizenbodens von St. Florian, so sind auch die Laute der Volkssprache nach verschiedenen Gauen mannigfaltig nuancirt, so daß man berechtigt ist, mehrere Sprachgebiete zu unterscheiden. Der Kamm des Hausruckwaldes und der Lauf der Traun trennen das Land südlich der Donau in drei solche Gebiete und im oberen Mühlviertel, dem alten Abteillande, das durch Jahrhunderte unter dem Hochstift Passau stand, wohnt ein reckenhaftes Geschlecht, das den östlich von der großen Mühl wohnenden Nachbar nicht nur an Statur um ein Gutes überragt, sondern sich von demselben auch durch mancherlei sprachliche Eigenthümlichkeiten unterscheidet. Diese Unterschiede sind oft nur dem geübten Ohr vernehmbar, durch die Schrift aber schwer oder gar nicht zu bezeichnen. Oft liegt die Verschiedenheit nur im Tonfall der Rede oder in der schärferen Articulation eines Lautes. So wird östlich von der Traun auslautendes r zu einem dumpfen, tonlos nachklingenden a, man spricht mia (mir), dia (dir), mea (mehr), Bää (Bär). Am Hausruck und im alten Abteilland wird r auch an dieser Stelle energisch gerollt und da überdies dort das e vor vocalisirtem r stark geöffnet, hier aber geschlossen ausgesprochen wird, so fällt bei der Häufigkeit dieser Laute schon infolge dieses einzigen Unterschiedes die Rede hier und dort ganz anders ins Ohr. In Wörtern wie Bart, Haar, hart, schwarz spricht man in dem einen Gebiet trübes a mit nachklingendem helleren a, in dem anderen trübes a mit kräftig articulirtem r, was wieder eine große Anzahl von Wörtern hier und dort anders klingen macht. Eine ähnliche

Differenzirung hat die Aussprache des I zur Folge, das im oberen Mühlviertel auch nach Vocalen kräftig tönt, in den übrigen Gebieten aber vocalisirt wird. Dazu kommen mancherlei lexikalische Unterschiede. Östlich von der Traun heißt „beiden“ dem Käufer Credit geben, in den westlichen Gauen heißt es warten und leihen. „Frad“ heißt dort eine wunde Stelle, hier auch ein Taugenichts. „Raad“ ist in den östlichen Gebieten gleichbedeutend mit Gereute, im Sauwald heißt es auch das zum Verkohlen bestimmte Holz, und der Köhler, den man sonst Kohlenbrenner nennt, heißt dort Raadbrenner. Der Bauer um Feuerbach nennt einen hitzigen Menschen „ehri“, einen geschickten „g'firi“, das Stiefelrohr „Buling“, das Kornmandel „Bögl“, den Dienstboten „Chalden“, den gährenden Brodteig „Kief“, ein kleines Hühnerei „Urigerl“, ein junges Huhn „Singerl“ — Wörter, die dem Traunviertler völlig unbekannt sind. So ließe sich beispielsweise aus dem engbegrenzten Gebiet zwischen der Mattig und dem Engelbach eine lange Reihe von Wörtern anführen, die in den anderen Gebieten entweder ganz unbekannt sind oder doch eine andere Bedeutung haben. Durchgreifender als die lexikalischen Verschiedenheiten sind die Abweichungen im Vocalismus, da sich dieselben auf eine große Anzahl betonter Stammsilben erstrecken. Das lange o wird in jedem Gau anders, selten aber o ausgesprochen. Östlich vom Hausruck bis gegen die Enns und westlich von der großen Mühl hat es sich zu eo diphthongirt, man spricht also groß, reod, teod, Breod, Reoth, Reosen, Teod. Östlich von der großen Mühl hat sich o in die nämlichen Laute aufgelöst, nur wechseln o und e die Stelle und die obigen Wörter lauten groß, roed, toed u. s. w. Dabei hat in beiden Fällen der erste Laut den Ton und o öffnet sich nach a hin. Westlich vom Hausruck bis an den Inn ist o durch einen Diphthong vertreten, den die Dialectorthographen durch ou oder au zu bezeichnen geneigt sind, so daß die obigen Wörter wie grouß, routh, toud oder gar grauß, rauth, taud lauten. Eine ähnliche Mannigfaltigkeit zeigt das alte ei. Zwar ist dieser Laut im ganzen Gebiet vorherrschend, im Traunkreis fast ausschließlich durch den an französisches oi erinnernden Diphthong óa vertreten, doch erscheinen am Hausruck und im oberen Mühlviertel dafür beachtenswerthe Varianten. In einer größeren Zahl von Wörtern hat sich der erste Theil dieses Doppellautes zu einem dumpfen a gesenkt, dem ein deutliches i folgt, so in Ai'a (Eiche), Maisn (Meise), Waid (Weidweide), haider (heiter), i haiß' (ich heiße). Vor m und n ist in den nämlichen Gebieten für ei ein ui eingetreten, wobei m und n völlig verschwunden sind: Rui (Rain), kui (keine), Stui (Stein), i wui (ich weine), i mui (ich meine), dahuit (daheim). Der Vertreter des gemeindeutschen eu und des ie der Verba der U-Klasse ist vom Hausruck bis gegen die Enns io, in den übrigen Gebieten oi; man spricht also dort Tiöfl (Teufel), hior (Heuer), frios'n (frieren), gios'n (gießen), hier aber Toifl, hoir, frois'n, gois'n.

Von geringerer Bedeutung für die Charakteristik der Landessprache, weil auf engere Grenzen beschränkt, doch aber als sprachgeschichtliche Curiositäten erwähnenswerth, sind

ein paar Sprachinseln. Als eine solche bezeichnet man die Gofau. In der Gemeinde Biechtwang wohnt am linken Ufer der Alm das sonderbare Völklein der Almeker, aus wenigen Familien bestehend, die alle untereinander verschwägert sind, sich selten außer der Sippe verheiraten, sich überhaupt streng gegen ihre Nachbarn abschließen und außer anderen Besonderheiten eine Menge von Wendungen und Ausdrücken haben, die im übrigen Lande nicht verstanden werden. Die Sprache der Märkte und kleinen Städte hebt sich von der Sprache des Bauers durch einige charakteristische Züge ab. Sie verschmäh't die bäuerlichen Diphthonge, die das lange o vertreten, und ersetzt sie durch ein nach a hin geöffnetes o. Den Diphthong oa vereinfacht der Städter gerne zu langem a: i haafs (ich heiße), Staan (Stein), Baan (Wein). Das oi für eu gilt für feiner als das io, weshalb der Städter jenes bevorzugt; in den Verben der U-Classe ist das oi durch den Diphthong ie (ia) verdrängt worden. Im Allgemeinen nähert sich die Sprache der Städter der Schriftsprache. Eine solche Annäherung ist auch in der Sprache des Bauers nicht zu verkennen. Während im XVIII. Jahrhundert der Dialect noch so unumschränkt herrschte, daß selbst der gebildete Beamte in seinen Agenden, Rechnungen und Berichten, wenigstens was den Vocalismus anbelangt, den unverfälschten Dialect schrieb, ist heute selbst der ungebildetste Bauer auf dem einsamsten Gehöfte bestrebt, sobald er die Feder zur Hand nimmt, sich des Hochdeutschen zu bedienen. In neuester Zeit üben Schule und Zeitungswesen, Verfassungsleben und allgemeine Wehrpflicht einen von Tag zu Tag sich steigenden Einfluß auf die Sprache aus. Manches Wort, das vor dreißig Jahren noch gang und gäbe war, ist heute veraltet, die bäuerlichen Diphthonge eo, io und oi sind nun auch auf dem flachen Lande theils verdrängt theils gefährdet, der Bauer ist sich der Vertheil seiner Sprache bewußt und sucht sie, wenn er mit dem Gebildeten spricht, nach Möglichkeit zu vermeiden.

Die Dialectdichtung ist die reinste Kunstdichtung in bäuerlicher Verkleidung. Ebenjowenig als der Städter, der sich gelegentlich einer Besteigung des Schneeberges oder einer Villeggiatur am Attersee in Alpenkostüm wirft, zum Äpler wird, ebenjowenig ist auch nur einer unserer vaterländischen Dichter von Maurus Lindemayr bis Leopold Hörmann, wie gediegen der Inhalt ihrer Lieder, wie rein auch der Dialect sei, den sie sprechen, ein echter Volksdichter. Sie sind vielleicht aus dem Volk herausgewachsen, aber sie gehören ihm nicht mehr an, sie singen zwar von dem Volke, aber nicht für dasselbe. Manchmal scheidet die Dialectdichtung vom Volke, dessen Sprache sie spricht, gänzlich ab und wird zur subjectiven Lyrik. Diese Gattung hat besonders in den Liedern, die dem vaterländischen Sinn, der Liebe zum heimatlichen Dorf, zum väterlichen Haus Ausdruck geben, Einzelnes geschaffen, was auf bleibenden Werth Anspruch erheben kann.

Der Vater der modernen Dialectdichtung ist der Benedictiner von Lambach, Maurus Lindemayr (1723 bis 1783). Seine Hauptstärke ist das bäuerliche Lustspiel. Er schildert

die Bauern in ungeſchminkter Naturwahrheit und iſt von ſentimentaler Schönfärberei ebenſoweit entfernt als von peſſimiſtiſcher Übertreibung. Seine Geſtalten ſind nicht ſalonfähig, das iſt ja der Bauer auch heute nicht. Die kleinen Stücke haben gewöhnlich eine unbedeutende Handlung, nichtsdeſtoweniger ſind ihre Geſtalten echte, warmblütige



Maurus Lindemayr.

Menschen von ausgeprägter Individualität und sie sprechen die Sprache der geradsinnigen, naiv empfindenden Natur. Wie im Leben, so ist in Lindemayrs Stücken Ernst und Scherz, Lust und Leid innig verwebt.

Ein Geistesverwandter, wenn nicht ein Schüler Lindemayrs, ist Leopold Koplhuber (1763 bis 1826), Benedictiner von Kremsmünster, der eine Überſetzung von Dfrieſds Evangelienharmonie ſammt einem Commentar hinterließ, der von einer ſtaunenswerthen Gelehrſamkeit Zeugniß gibt. Er ſchuf in ſeinem „Moar z'Foaſtenbüchl“ einen urwüchſigen

Bauerntypus, verfaßte überdies herb-komische Gespräche und das äußerst beliebte Gedicht „Da Budlhaunteufel“, das in drastischer, aber durchaus volksthümlicher Sprache eine tragikomische Fuhrmannsgeschichte erzählt.

Obwohl Lindemayr als Vater der oberösterreichischen Dialectdichtung zu betrachten ist, hat er doch auf die jüngeren Dichter weniger eingewirkt als Stelzhamer, um den sich die ganze Schule wie um ihren Meister schart.

Unter Stelzhamers Vorläufern ist neben dem hochgebildeten, feinfühligem Josef Theodor Fischer (1802 bis 1844), der zarte Liebeslieder sang und sinnige Naturbilder entwarf, Anton Schöffler (1801 bis 1849) mit Recht der bekannteste und beliebteste. Schöffler schließt sich nach Inhalt und Form der echten Volksdichtung am engsten an. Selbst aus dem Volk hervorgegangen, sein ganzes Leben hindurch mit dem Volke in enger Berührung, war er mit dem Thun, Denken und Fühlen desselben innig vertraut. Er durchwanderte die Alpenthäler von der Enns bis zur Traun und hinterließ in seinen Gefängen ein poetisches Gedetbuch dieser Wanderungen. Schöffler ist eine verjöhnliche Natur und deckt die Schwächen des Volkes, die ihm nicht entgehen, gerne mit einem halbdurchsichtigen Bilde zu. Manche seiner Lieder sind der Ausdruck seines subjectiven Empfindens. Da spricht er, dem kein glückliches Los beschieden war, manch herbes Wort aus, doch bittere Erfahrungen machen den Dichter nicht zum pessimistischen Weltverächter, in der Natur findet er Trost und Heilung.

Das von Allen anerkannte Haupt der oberösterreichischen Dichterschule, der Einzige, der den Ruhm unserer ländlichen Muse weit über die engen Grenzen des kleinen Landes hinausgetragen hat, ist Franz Stelzhamer. Am 29. November 1802 als der Sohn eines Kleinbauers im Dorfe Großpießenham bei Ried geboren, besuchte er das Gymnasium zu Salzburg und studirte in Graz und Wien die Rechte. Nachdem er lang ein unstetes Wanderleben geführt hatte, widmete er sich ausschließlich der Dichtkunst. Er verfaßte Gedichte und schrieb Erzählungen in der Schriftsprache, die nicht ohne Werth sind, doch seinen Ruhm begründeten seine Dialectdichtungen. Vom Jahre 1845 ab lebte er in Ried, später in Salzburg. Erst als er schon in höherem Alter stand, befreite ihn ein Jahresgehalt von der nagenden Sorge um das tägliche Brod. Er starb zu Henndorf bei Seefirchen am 14. Juli 1874. Stelzhamer ist der einzige Dialectdichter, dem seine Kunst ausschließlicher Beruf war. Er identificirt sich gänzlich mit dem Volk, dessen Empfindungen in seinem Gemüth einen getreuen Wiederhall finden. Sein Auge ist von keinem Vorurtheil getrübt, sein Urtheil durch keine Tendenz irrefeleitet. Er sieht das Volk wie es ist und Alles, was er sieht, fühlt und denkt, wird ihm zum Lied, denn das Singen ist ihm so natürlich wie der Blume das Blühen. Weisheit und Thorheit, Lust und Leid, Hassen und Lieben des Volkes klingt in seinen Dichtungen wieder. Er hält mit seinem Tact die richtige

Mitte zwischen dem derben Realismus und dem schwärmerischen Idealismus; indem er das ganze Volksleben mit poetischem Schimmer umkleidet, wird er der Wahrheit nie untreu. Volkslust und Liebe ist das Hauptthema seiner kleineren Lieder, in denen er auch die volksthümliche Form musterhaft zu handhaben weiß. Im heimathlichen Dorf, bei seinen



Franz Stelzhamer.

Wanderungen durch das Land begegnen ihm allerhand wunderliche Gestalten, die er mit Meisterhand zeichnet. Der Prahlhans, 's Lumpel, der Haadára, der Pikan, der Grobian, der Dickhädl sind Charakterköpfe von bleibendem Werthe. In dem idyllischen Epos „d'Alhn“ hat sich der Kleinmaler zu einem größeren Werk erhoben, in welchem er gewissermaßen die Summe seines Schaffens zieht. Dieses ländliche Gedicht, in nahezu 2.000 leicht dahin fließenden Hexametern abgefaßt, ist das Bedeutendste, was die oberösterreichische Dialectdichtung überhaupt geschaffen hat. Wie jedes Wort, jede Wendung unverfälschte Volkssprache ist, so sind die Gestalten sämmtlich dem Volke entnommen, alle in markiger

Originalität gezeichnet, eine erschöpfende Musterammlung bäuerlicher Typen. Aus ihrem Zusammengreifen schürzt und löst sich eine Handlung von dramatischer Lebendigkeit, die zwar nicht von welthistorischer Bedeutung ist, doch von entscheidender Wichtigkeit für das Wohl und Weh der Beteiligten. Das Gedicht ist, wie Lindemayrs Bauernkomödien, ein schätzenswerther Beitrag zur Culturgeschichte. Wir sehen da die Bauern bei ihrer Arbeit und in der Muße, bei der geschäftlichen Transaction und im Lieben, bei Schimpf und Ernst, in der Kirche und beim Tanz, bei Schmaus, Spiel und Kaufhandel. Wie hoch das Allgemeine über dem Einzelnen, das vielverschlungene Gewebe von Ereignissen und Beziehungen, die das Leben des Bauernvolkes ausmachen, über dem Witzwort des Späßvogels, über dem thörichten Streich des Einfaltspinsel, wie hoch das große Historien-gemälde über der nebenfächlichen Randverzierung steht, ebenso hoch steht Stelzhamers „Mhnl“ über allen den Caricaturen, Possen und Schwänken, in denen andere Dialectdichter das Volksleben zu schildern vorgeben. So trefflich Stelzhamer zu erzählen weiß, so ist er doch durch und durch Lyriker. Die besten seiner Lieder sind Gelegenheitsgedichte im edlen Sinne des Wortes, aus denen sich leicht eine poetische Lebens- und Leidensgeschichte des Dichters zusammenstellen ließe. Wie Stelzhamer von allen seinen Wanderungen immer wieder ins Vaterhaus zurückkehrte, so klingt bei aller Mannigfaltigkeit der Stimmungen ein Gefühl immer wieder durch, das uns den Dichter, bei allen den Mängeln, die auch ihm anhafteten, immer wieder liebenswürdig macht: die Liebe zu seiner Mutter.

Seit Stelzhamer seine ersten Lorbeeren gepflückt hat, ist eine rege Schar von heimatlichen Dichtern an der Arbeit, die alle den vom Meister betretenen Weg gehen, sich aber je nach Anlage und Temperament in größerer oder geringerer Entfernung halten.

Adam Kaltenbrunner (1804 bis 1867), der als Mitbegründer unserer Dialectdichterschule bezeichnet werden muß, pflegte mit Vorliebe die komische Erzählung. Volksthümliche Typen, deren Züge nicht selten zur ergötzlichen Caricatur erhöht sind, zeichnen Josef Moser (geboren 1812), Karl Buchner (1813 bis 1880), Rudolf Jungmair (1813 bis 1875), Ludwig Luber (1814 bis 1850), Ferdinand Margelik (1816 bis 1878), Anton Gartner (1817 bis 1858). Sie alle stehen im bewußten Gegensatz zum Volke; indeß sich aber die bisher Genannten mit mehr oder weniger Wohlwollen zum Bauer herablassen, gehen ihm Franz Innbach (geboren 1820) und Johann Georg Mayr (geboren 1821) mit der Geißel der Satire unerbittlich zu Leibe. Daneben versuchten sich alle ohne Ausnahme und nicht ohne Glück im volksthümlichen Schnadahüpfel; manchem von ihnen, wie Moser, Gartner und Mayr ist ein und das andere sinnige Lied auf die heimatliche Landschaft, auf Berg und Wald, Bach und See gelungen. — Unter den lebenden Dialectdichtern steht unstreitig Norbert Pürschka (geboren 1813) am höchsten. In seiner Jugend pflegte er ein ganz eigenthümliches Genre; er schilderte in kurzen, glücklich pointirten Gedichten das Pfarrhof-

leben, mit dem er als Seelsorger wohl vertraut war. Diese Gedichte, überquellend von Humor, haben seinerzeit dem jungen Dichter rasch allgemeine Beliebtheit verschafft. Bald trat jedoch Pürschka aus diesem allzu engen Rahmen heraus und zog das ganze Dorf, die ganze Gemeinde in den Bereich seiner Beobachtung. Seine zahlreichen Bilder aus dem Dorfleben sind mit behaglicher Breite ausgeführt und man rühmt an ihnen mit Recht neben der Porträtähnlichkeit der Gestalten die edle Gesinnung, die aus jeder Zeile spricht, so daß seine Dichtungen einen wohlthuenden Gegensatz bilden zu gewissen einseitigen Schilderungen des Bauernlebens, die zur Belustigung eines städtischen Publicums am Bauer nur Rohheit und tölpelhafte Bornirtheit zeigen. Doch ist Pürschka nicht blind gegen die Schwächen des Bauers; er sieht sie und verschweigt sie auch nicht, aber sein versöhnliches Gemüth kennt keine Bitterkeit, seine Weltanschauung ist durch reiche Erfahrung abgeklärt, nichts, was menschlich ist, scheint ihm fremd oder unbegreiflich; findet er aber schon einmal, daß das Thun und Denken seiner Helden an die Grenze des ethisch Erlaubten streife, so weiß er mit feinem Humor seinen Geschichten eine solche Wendung zu geben, daß wir uns zum Schluß mit seinem Helden ausjöhnen. In der Handhabung der Form mag vielleicht Pürschka seines Gleichen haben, im Bau der singbaren Strophe wird er gewiß von Zöhler übertroffen, doch ist außer ihm keiner von allen den zahlreichen Dialectdichtern im Besiz der Wünschelruthe, welche die Macht verleiht, unter allen Umständen auch beim Bauer die Goldkörner edler Menschlichkeit zu entdecken, und wenn überhaupt Dialectdichtung auf die breite Masse berechnet sein kann, so sind Pürschkas Dichtungen in erster Linie geeignet, ein Laienbrevier für das Volk abzugeben.

Eduard Zöhler (1810 bis 1885) ist mit Pürschka geistesverwandt, so verschieden auch ihre Stilart sein mag. Er liebt knappe Darstellung, und da er ein Meister der Reimkunst ist, da ihm überdies eine zarte Empfindung und hohe musikalische Begabung eigen sind, so gelingt ihm das kleine singbare Lied wie kaum Einem; ab und zu kann er bei allem Wohlwollen für seine Sujets auch bitter werden. Zöhler hat viele seiner Lieder alten Volksweisen angepaßt, zu anderen hat er volksmäßige Weisen selbst erfunden. Er pflegte überdies eine besondere Gattung; er lieferte nämlich zu der Sammlung volkstümlicher Weihnachtslieder, die Sigmund Zellöcker seit 1880 unter dem Titel „Krippelgängl und Krippenspiel“ herausgibt, bis zu seinem Lebensende unermüdet Beiträge.

Das obere Mühlviertel, das sowohl geographisch als auch ethnographisch eine Individualität für sich bildet, hat in Cajetan Kogelgruber (geboren 1817) und Norbert Hanrieder (geboren 1842) seine zwei besonderen Dichter. Kogelgruber ist ein anmuthiger Erzähler und versteht es, in knappen Reimen eine gesunde Lebensweisheit vorzutragen. Hanrieder hat ein besonders warmes Herz für das Volk, dem er entstammt. In seinen Mußestunden dichtet er „Mühlviertler Maarl“ (Märchen), Cultur- und Landschaftsbilder

aus seiner engeren Heimat. Unter den jüngeren Dichtern ist einer der fruchtbarsten Alexander Oberneder (geboren 1839), der außer volksthümlichen Weihnachtsgedichten ernste und heitere Geschichten aus dem Volksleben mit Humor vorträgt. In neuerer Zeit haben einige dem Volke ferner stehende Oberösterreicher sich Sprache und Ton des Bauers zu eigen gemacht. Franz Keim (geboren 1840), der Dichter der „Sulamith“, gibt der Liebe zur Heimat in anmuthigen Vierzeilen Ausdruck, Hans Kunz (geboren 1846) und Leopold Hörmann (geboren 1857) kleiden ihre Gedankenpflitter mit Geschick in die Form des Schnadahüpfels und der sprach- und formgewandte Anton Matosch (geboren 1851) singt reizende Frühlinglieder; er ist überdies der erste, der sich in Dialect-Prosa versucht hat. Diesen heimatlichen Dichtern reihen sich ein paar Männer an, deren Wiege nicht zwischen Inn und Enns gestanden ist; so haben Wilhelm Cappilleri aus Salzburg und Hugo Leitenberger aus Niederösterreich Gedichte in oberösterreichischer Mundart veröffentlicht.

Wenden wir uns jetzt zum Volksgejange und zur Volksdichtung.

Wer der Geschichte des Volksesanges in Oberösterreich nachgeht, wird finden, daß derselbe zu verschiedenen Zeiten verschieden war, stets aber hat, was das Volksgemüth lebhaft erregt, im Lied seinen Ausdruck gefunden. Als in grauer Vorzeit die Stürme der Völkerwanderung durch das Land brausten, mögen die Schicksale der Volkskönige poetisch verherrlicht worden sein; der Umstand, daß das größte deutsche Volksepos in unseren Gauen entstanden ist, beweist zur Genüge, einen wie mächtigen Eindruck jene Ereignisse auf das Volksgemüth ausgeübt haben. Als im Mittelalter tief gläubige Religiosität das ganze Leben durchdrang, strömte auch hier der innige Gottesglaube im Gesang aus: Das Lied ist stets der wirksamste Träger und Verbreiter neuer Lehren, daher spiegelte sich auch hier zur Zeit der Reformation der Widerstreit der religiösen Meinungen im Gesange wieder. Zur Zeit des großen Bauernkrieges zogen die Rebellen unter den Klängen des Fadingerliedes in den Kampf, und mehr als ein poetischer Kopf hat es unternommen, von den Gräueln jenes blutigen Volkskrieges zu dichten. Ein solcher Dichter singt von den Bauern:

Schwarze Fahnen thun sie führen,
Das ist ihre Liberei,
Einen Todtenkopf darinnen,
Der gibt zu verstehen frei:
Sie sind unterworfen

Dem Tod, gangs wie es wöll.
Viel Volk thut ihn zulaufen
Aus viel Orten mit Haufen.
O lieber Gott, steh bei!

Spottverse auf die Bauern haben sich auf Schlachtenbildern erhalten; so steht unter einem Bild, das einen für die Bauern unglücklichen Kampf bei Neuhofen darstellt:

Wier Bauern glauben ohn allen Zweifel,
Der Rebel¹ hat lauter lebendige Teufel,

Ich bleib einmal nit lenger hier;
Lauf, Jodl, und nimm den Brotsack mit dir.

¹ Oberst Köbel.

Wenn heute der alte Volksgefang in seinen beiden Hauptvertretern, dem religiösen Lied und der Ballade, kaum mehr eine kümmerliche Existenz fristet, so folgt daraus keineswegs, daß beim Volk die Freude an Gesang und Musik abgenommen habe. Es wird nur dem musikalischen Bedürfniß heute zum Theil in anderer Weise Genüge geleistet.

Eine Art des alten heimathlichen Volksgefanges hat sich in ungeschwächter Kraft erhalten, das Schnadahüpfel. Die Träger dieser Gattung, die sangesfreudigen Bauernburschen, besitzen einen überaus reichen Schatz dieser kleinen Lieder, die sich von Generation zu Generation vererben, und was davon im Lauf der Zeiten verloren geht, wird täglich ersetzt, denn jede „Rud“, wie sich die kleinen Geselligkeitsvereine der Bauernburschen nennen, hat nicht nur ihr eigenthümliches Repertoire, sondern auch ihren Dichter, und sie setzt ihren Stolz darein, bei jedem Tanz das Publicum durch ein paar neue Liedchen zu überraschen. Bemerkenswerth ist dabei der Umstand, daß diese täglich neu aufschießenden Liedchen ausnahmslos auf dem Boden der Gegenwart stehen.

Die Form dieser Liedchen ist sehr schlicht; sie bestehen meist aus vier zweitactigen Zeilen, so daß zwei klingende und zwei stumpfe Zeilen sich kreuzen und die letzteren reimen:

I bin a kloans Bürscherl	Und i wött um an Zwoanzga ¹ ,
Und steh auf an Stoan;	Du kammst ma nix thoan.

Ofter verbindet sich auch ein klingendes Reimpaar mit einem stumpfen:

Mein Dierndl hoast Raanderl,	Und Waangerl so rund,
Hat schneeweiße Zaanderl	Das ma dreinbeißn kunt.

Oft sind zwei Vierzeilige als Strophe und Gegenstrophe zu einem Wechselgefang verbunden, wobei die Gegenstrophe den nämlichen Gedanken in anderer Wendung aufnimmt.

Er: Du schwarzaugats Diernderl	Sie: Derfst nôt lustiga sein
Wia hättst as denn gern?	Und nôt trauriga wer'n;
Soll i lustiga sein	Wiaßt bist, a so bleibst,
Oder trauriga wer'n?	A so han i di gern.

Häufig wird dasselbe Thema in zwei oder mehreren Strophen variirt. Zwar könnte jedes „Gesäß“ für sich bestehen, doch lieben es die Säger, bei einem Gegenstand länger zu verweilen und die Variationen aneinander zu reihen:

A bisserl a Lieb	Und halbs liab i die falsch
Und a bisserl a Tren	Und i sag da nôt alls.
Und a bisserl a Falschheit	Hiazt brauch i zwoa Herzerl,
Is allweil dabei.	A falschs und a treus,
Halbs Zinn und halbs Blei,	Und hiazt liab i zwoa Diernderl,
Und halbs liab i di tren	An alts und a neus.

¹ Zwanziger.

Nach das eigentliche mehrstrophige Lied, das sich aus Vierzeiligen zusammensetzt, ist nicht selten:

In Wald bin i ganga
 Han's gehn vergessen,
 Und da is a schens Diernderl
 In Baam ob'n gessen.
 Aft¹ ruct i mein Hueterl,
 Geh schen gleined² für,
 Und aft steigt das schen Diernderl,
 Glei aba zu mir.

A Diernderl is gwesen
 So schen und so mild,
 Und i d'Kira hätt's taugt,
 Waar a wunderlichens Bild.
 Und wann ma's i d'Kira
 Thaat auffi macha,
 Und wia wurd's halt auf d'Buama
 Schen abalacha.

So einfach und anspruchslos die Machs dieser Liedchen ist, so ungelent Vers und Reim dem feingebildeten Ohr erscheinen mögen, so sind ihnen doch Vorzüge eigen, die manchen Producten der Kunstichtung abgehen. Zu diesen Vorzügen zählt die Neigung zum bildlichen Ausdruck und die Gewandtheit in der Handhabung desselben.

Gewöhnlich ist das Naturbild, das an die Spitze des Liedes tritt, weniger Schmuck als Bedürfnis, es ist vielmehr ein unentbehrlicher Halt, an den sich der nachfolgende Gedanke anlehnt. Oft ist ein bestimmter Zusammenhang des Bildes mit dem Gegenstande gar nicht ersichtlich.

Der Traunstoan is gspizat,
 Ban Boden is er rund,
 Und wo sand denn di aufrichtig'n
 Dierndel hiazund?

A Schneeberl hats gschrieb'n
 Alle Bergerl sand weiß,
 Und i woaf ma schon wider
 A Dierndel a neuß.

Ofter steht zwar der Gedanke im Zusammenhang mit dem Naturbild, doch ist die Beziehung sprachlich nicht angedeutet, so daß das Auffinden derselben zum anmuthigen Räthselspiel wird.

Zwoa Fischeerl in Wasser,
 Zwoa Haaserl in Klee,
 Und da lacht halt mein Diernderl,
 Wann i daher geh.

Zwoa schneeweiße Täuberl
 Die flieg'n übers Haus,
 Und s' Diernderl, das ma b'schaffen is,
 Bleibt ma nöt aus.

Manchmal verkehrt die Laune des Sängers die Ordnung und stellt das Bild an die zweite Stelle:

s' Diernderl hat d'Lieb aufg'sagt
 Dauf'n in Wald;

Und hiazt hats a floans Schneeberl gschrieb'n,
 Drum is so kalt.

Ist die Zahl dieser Lieder so groß als die der witzigen Einfälle des Sängervolkes, so ist ihr Inhalt so mannigfaltig, als das menschliche Gefühl wandelbar ist. Da die Träger

¹ Nachher. ² Still.

dieser Gattung die lebensfrohen Bauernbursche sind, so ist ein gut Theil dieser Lieder erotischer Natur; die ganze reiche Tonleiter der Gefühle und Stimmungen, deren ein liebendes oder verliebtes Gemüth fähig ist, klingt in diesen Liedern wieder.

Wer Liebe gefunden hat, preist sie als den köstlichsten Schatz:

Mein Schatz is mir lieber
Wie alls auf der Welt,
Als wie Silber und Gold
Und ön Kaiser sein Geld.

Mein Diernderl hoast Reserl,
Wie a Reserl is gmaln;
Han d'Kaiserin g'segn,
Hat ma nöt a so galln.

Die Liebste nimmt den ganzen Sinn gefangen:

I denk hin, i denk her,
I denk kreuz, i denk quer,

I denk allweil ans Diernderl,
Sunst denk i nix mehr.

Doch verlangt Liebe Treue:

Mein Herzerl is treu,
Liegt a Schlösserl dabei,

Und a oanziger Bua
Hat a Schlüsserl dazua.

Indeß baut auch der liebende Bauer nicht unbedingt auf den Treuschwur der Geliebten:

Wie mehr Sternderl leuchten,
Wie heller is d'Nacht;

Und i han auf mein Diernderl
A weng an Verdacht.

Nicht ohne Grund, denn Untreue ist nicht selten und Falschheit fährt auf der Straße:

Is der Schaur¹ drüber kemma
Und d'Güß² hab'ns austrennt,

Und seit dem fand die aufrichtig'n
Diernderl so weng.

Darum hat auch manche Betrogene Grund zu klagen:

Diagt³ han i mein Treuheit
In Garten anbaut,

Und ös is mir nix gwachsen
Als lauter Unkraut.

Wen das Schicksal von der Geliebten trennt, der ergibt sich in das Unvermeidliche:

Weil's d'Leut so habn wollnd
Und weil's Gott a so schickt,

So verlaß i mein Diernderl,
Wer woaf's is mein Glück.

Er tröstet sich wohl auch leicht, denn:

Was is's um a Haus
Und was is's um a Geld,

Und was is's um a Diernderl?
Gibt gnu auf der Welt.

Auch der Schattenseite der Liebe ist sich der Bauer wohl bewußt:

Die Lieb is bald süß
Und bald wieder saur,

Und a Weib is a nothwendigs
Übel in Haus.

¹ Hagel. ² Überschwemmung. ³ Jetzt.

Neben dem erotischen Schnadahüpfel kommt auch, obwohl seltener, das mehrstrophige Liebeslied vor. Die rauhe Hand des Schicksals hat die Liebenden für immer getrennt; die Geliebte klagt also:

W' hüt di Gott, lieber Bua,
Haß ma gnumma mein Ruah,
Was d'ma du alls bist gwest,
Sag i heunt erst, weilst gehst.

Wirst ma dös schan hast g'gagt,
Hat mein Herz gwaldi zagt,
Han i d'Augerl zuadruckt,
Han die Zaaherl¹ verschluckt.

Da die Schnadahüpfel, die im Schwange sind, nach Tausenden zählen, so ist es ferner selbstverständlich, daß nur ein geringer Theil derselben auf poetischen Werth Anspruch erheben kann.

Die Liebe ist zwar vorherrschend, aber nicht ausschließlich der Gegenstand der Schnadahüpfel. Das Volk hat eine satirische Ader; harmlose Neckerei, beißender Spott bilden nicht selten den Hauptinhalt des Gespräches bei Zusammenkünften in der Stube oder im Wirthshaus; kein Wunder, daß es auf allen Tanzböden von Trutzliedern ertönt. Gar oft gibt ein solches Lied Anlaß zu blutigen Reibereien, die ihren Abschluß vor Gericht finden. Diese Lieder vertreten auf dem Dorf gewissermaßen die Journalistik:

Gibts wo a Neugierkeit,
Das is halt unjer Freud,

Dö thoan ma glei auslög'n,
Da thuats was s'lacha göb'n.

Pfarrer und Bürgermeister, Lehrer und Gemeinderath müssen sich die Kritik der übermüthigen Sänger gefallen lassen. Wer immer durch eine Thorheit sich bloßstellt oder gar zu Schaden kommt, thut gut, auf einige Zeit die Tanzböden zu meiden, wenn er nicht erfahren will, daß, wer den Schaden hat, für den Spott nicht zu sorgen braucht.

Seitdem das politische Leben auch das Landvolk in seinen Bann gezogen hat, tritt besonders im Flachlande, in der Nähe der Städte und der größeren Verkehrscentren auch die politische Dichtung auf. Die Stellung der Sänger, durchaus junge Bursche, die an der Politik keinen Antheil haben, bringt es mit sich, daß diese Dichtung nicht Partei nimmt, sie beobachtet und kritisiert. Als die Grundsteuerregulirung im Gang war und Grund und Boden classificirt wurde, sang man:

Giaht habn's agschaagt ön Grund,
Der Bauer is auf'n Hund;

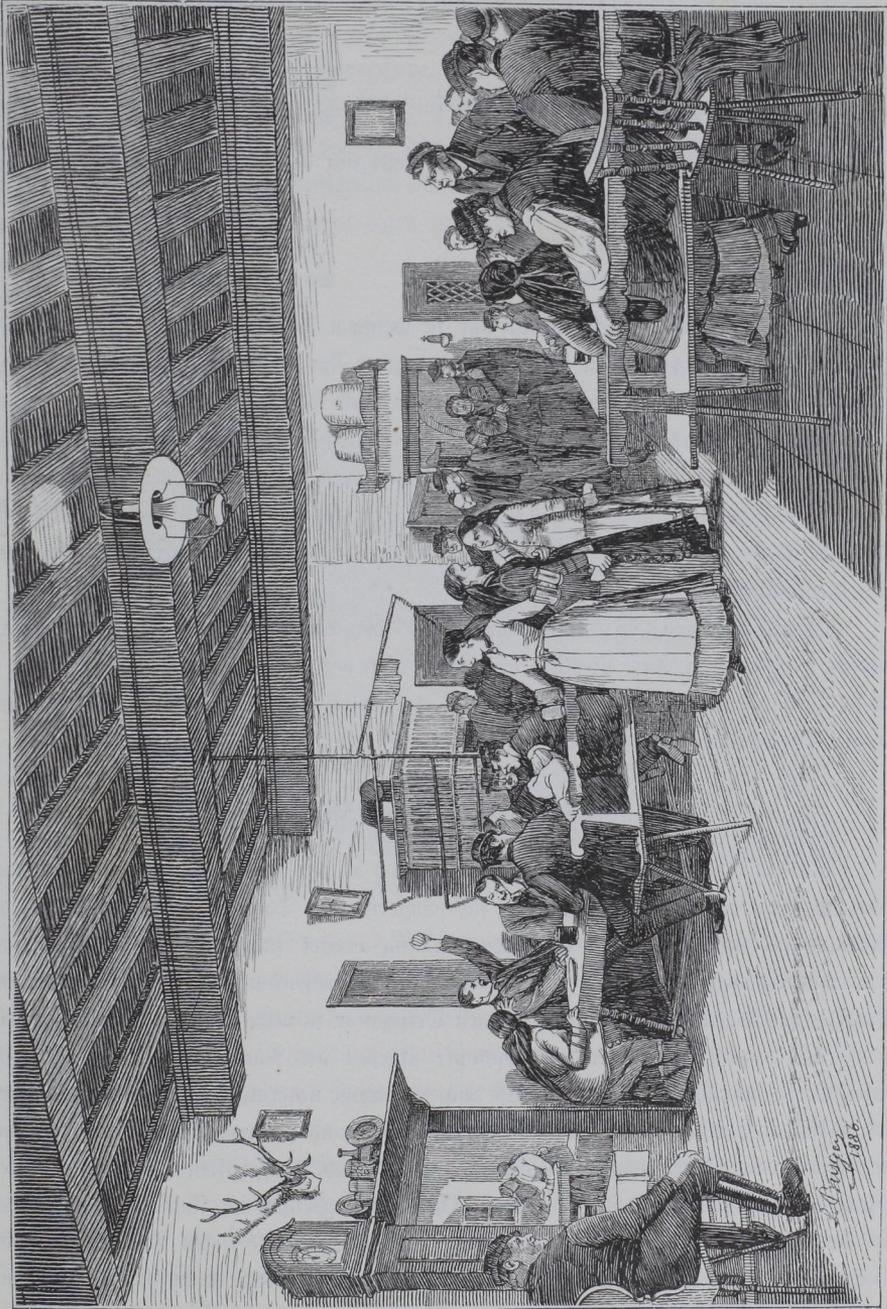
Das hoafens regulier'n,
Wanns d'Leut recht anschmiern.

Den neugewählten Reichsrath begrüßten die Sänger mit Liedern wie folgendes:

Giaht wer'n ma halt hern,
Was's Quats ausfocha wer'n;

Wir glaub'n halt schan,
Sö brennand d'Suppen wieder an.

¹ Zähren.



Trupplieder jingende Bauernburtschen.

Noch hatte die Landsturmvorlage nicht Gesetzeskraft erlangt, und schon sangen die Bauernburfchen an der Traun:

Von Landsturm thoans red'n
Und schreiben allerhand,

Wachand d'Leut floan¹ varuckt,
Da ban uns auf'n Land.

Der Sänger blickt in die Zukunft und stellt sich die Folgen des allgemeinen Aufgebotes vor:

Da wird ast s'Diernderl sagn:
Da liegt mein Bua begrab'n,

Und oft a Weib wird woan,
Wo bei an Kreuzerl loahn.²

Die Frage nach dem Autor ist nur in wenigen Fällen zu beantworten. Hat ein Bauernburfche einen poetischen Einfall, so bringt er ihn auf den Tanzboden; Hunderte wiederholen sein Lied, verändern es, geben ihm nach localen Verhältnissen eine andere Wendung, und so wird es Gemeingut und wandert durch's Land, ja über die Grenze desselben hinaus. Auch die Heimat des Liedes ist nur dann festzustellen, wenn es eine locale Begebenheit zum Gegenstand hat, da selbst die Sprache etwaiger Aufzeichnungen keinen Schlüssel an die Hand gibt, denn wie ein Lied von Gau zu Gau wandert, ändert es auch seine sprachliche Färbung.

Ob alt oder neu, ob auf heimatlichem Boden entstanden oder aus den Nachbarländern eingewandert, diese Liedchen sind Eigenthum des Volkes. Die überreiche Fülle, in der sie vorhanden sind und täglich entstehen, ihre schlichtoriginelle Technik legen Zeugniß ab von dem poetischen Sinn, von dem gefundenen Witze des Volkes.

Wohnungen und Ortsanlagen.

Wo das Land nicht flach ist wie am Inn und an der unteren Traun, sondern langgestreckte Hügelreihen mit engen, oft tief eingerissenen Thälern wechseln, liegen die Ansiedlungen durchaus auf den Höhen. Häufig breitet sich eine Bodenanschwellung plateauformig aus, ebenso oft erweitert sich eine Bodensenkung zur sanft eingedrückten Mulde. Hier liegen die Gehöfte und kleinen Ortschaften in nicht allzu enger Nachbarschaft unregelmäßig zerstreut. Kleine Waldschopfe scheiden die Nachbargrunde, Hecken von Haselstauden, mit Weißdorn, Schneeball und Rainweide untermischt, von einzelnen Ulmen und Kirschbäumen überragt, umsäumen die Wiesen und Ackerparcellen, Feldwege und Raine sind von Obstbaumalleen beschattet, Gehöfte und Ortschaften sind hinter dichten Fruchtbaumpflanzungen versteckt. Wo ein Thal tief eingerissen ist, sind die Ansiedlungen mit Vorliebe hart an die steilen Thalhange hinausgerückt, die engen Thalgrunde selbst aber sind, von den Mühlen abgesehen, nicht besiedelt. Hier kann man stundenlang über

¹ Ganz. ² Lehnen.

feuchte Wiesengründe wandeln, deren Parzellen durch kleine, von natürlichen Hecken beäumte Wasserläufe getrennt sind. Nur zur Zeit der Heuernte regen sich auch hier ein paar Tage hindurch hundert fleißige Hände, bis die Mahd vorüber und das Heu in die Scheunen gebracht ist, die auf trockenen Wiesenplätzen stehen. Nur an den breiten Thalmündungen, wie an der unteren Krems, oder wo sich die Thalsohle zur Ebene erweitert, wie am Innbach und an der Mattig, sind die Ansiedler an die Wasserläufe hinabgestiegen, um die sumpfigen Wiesen trocken zu legen und zu fruchtbaren Kornfeldern umzuroden.

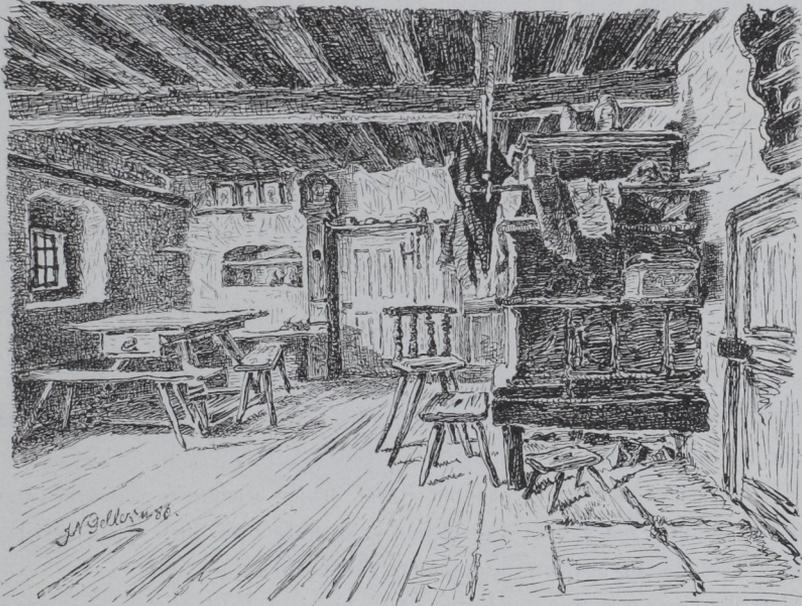


Einzelhof: Aspermeierhof bei Kremsmünster.

Wenn man von den Städten und Märkten abieht, so ist im ganzen Lande südlich der Donau und im größeren Theile der nördlich dieses Stromes gelegenen Bezirke die geschlossene Ortschaft mit langen, eng aneinander gerückten Häuserzeilen gänzlich unbekannt. Das Ideal des Bauernsitzes ist hierzulande der Einzelhof, auf dem der Bauer oder Meier mitten in seinem wohlarrondirten Feldercomplex mit seiner Familie ein patriarchalisches Leben führt. Nicht selten liegt ein solcher Einzelhof auf einem kleinen Hügel oder auf einem durch ein paar tief eingerissene Gräben abgegrenzten Rücken, so daß der einheitlich bewirtschaftete Grundcomplex auch vermöge der Terrainformation ein abgeschlossenes Ganze bildet. Auf der Höhe liegt der Hof, von dem aus der Ferne nichts zu sehen ist als der weißgetünchte Schornstein, der zwischen den dichten Obstbaumkronen des Hausgartens durchschaut. Rings um den Garten liegen in symmetrischer Vertheilung die Felder,

deren Raine, radienförmig auseinander laufend, theilweise ebenfalls mit Obstbäumen bepflanzt sind. Wo die sanft abfallende Lehne in eine steile „Leithe“ übergeht, grenzt dunkler Fichtenwald an die Saaten, die feuchten Wiesengründe des Thales bilden die Grenze dieses kleinen Reiches. — Wir verlassen die Straße, um einen solchen Hof zu besuchen, und folgen einem Feldweg, der uns quer über eine flache Mulde an die Grenze des Hausgartens führt. Ein paar Stufen, „Stiegel“ genannt, erleichtern uns die Mühe, den Zaun zu übersteigen, und ein schmaler Steig führt uns zwischen Obstbäumen zur Hausthür. Links von derselben steht der Pumpbrunnen, dessen Schacht mit Steinplatten zugedeckt ist. Rechts beschattet ein mächtiger Birnbaum einen kleinen Tisch mit Holzbänken. Dort schmaucht der Bauer an warmen Sommerabenden sein Pfeisken. Seitwärts, wo die Obstbäume weniger Schatten werfen, liegen einige Gartenbeete, auf denen die Hausfrau neben Salat und Gurken Melken und Rosmarin zieht. Vor der Zudringlichkeit des Geflügels schützt den „Wurzgarten“ ein Zaun aus dichtem Dorngeflecht, durch das zwar keine Hühner, wohl aber die üppigen Kürbisranken zu schlüpfen vermögen, deren gelbe Blütenfelche weithin leuchten. Wir haben uns dem Hof von der Nordseite genähert und stehen daher vor der Front des „Hausstockes“, das heißt des eigentlichen Wohnhauses. Es ist ein ebenerdiges Gebäude, das, wie der mangelhafte Bewurf errathen läßt, aus Bruchsteinen zu einer mäßigen Höhe aufgeführt ist. In der Mitte der Front ist die „Oberthür“ angebracht. Auf dem gothischen Thürsturz steht die Hausnummer, darüber hat ein vacirender Maler das Bild der heiligen Dreifaltigkeit und das des heiligen Florian und des heiligen Sebastian mit breiten Pinselftrichen mehr entworfen als ausgeführt. Die Fenster, deren wir beiderseits der Thür vier zählen, sind von mäßiger Höhe und rechteckig, nur das erste Fenster rechts von der Thür ist durch einen säulenartigen Pfosten mit geschwelltem Schaft in zwei Lichten getheilt, die durch je einen Rundbogensturz abgeschlossen sind. Das glatte, ziemlich steile Strohdach ist vom Wetter geschwärzt und stellenweise mit Moospolstern bedeckt. Wir treten über eine breite Steinplatte, die die Traufe überbrückt, an die Thür, welche durch roth und weiß angestrichene Verschalung sternförmig verkleidet ist. Nachdem wir mit dem hammerförmigen Thürklopfer ein paar Schläge gemacht haben, öffnet uns die Hausfrau, freundlich grüßend, den knurrenden „Donau“ zur Ruhe weisend, und läßt uns in ein ziemlich geräumiges Vorhaus eintreten, das die ganze Tiefe des Wohnhauses einnimmt, von dem aus eine Thür in den Hofraum und je zwei Seitenthüren in die verschiedenen Wohnräume führen. In der Ecke rechts von der Thür steht ein quadratischer Tisch mit schräg gestellten Beinen, an dem in der warmen Jahreszeit die Mahlzeiten eingenommen werden. An Holzpflocken, die in die Wand eingelassen sind, ist Pferdegeschirr aufgehängt. Durch die zweite Thür links gelangt man in die ziemlich geräumige Stube, den gemeinsamen Wohnraum der Familie. Die drei Fenster gehen auf den Hofraum, unter

diesen zieht sich die ganze Wand entlang, theilweise auch an den Seitewänden hinausgreifend, eine niedrige, schmale, an ihre Träger festgenagelte Holzbank hin. In der Ecke über dem rein geschauerten Familientisch aus unangestrichenem Ahornholz hängen in geschwärzten Rahmen ein paar Heiligenbilder, deren Figuren in grellen Farben schablonenmäßig auf Glas gemalt sind, daneben pikt mit ungleichmäßig hinkendem Schlag die Stubenuhr, deren Gewichte in einem hohen Holzkasten hängen. Der große grüne Kachelofen nimmt die Mitte der Innenwand ein; auf den Stangen des Holzgeländers, das ihn



Bauernstube bei Krensmünster.

umgibt, sind ein paar Wäschstücke zum Trocknen aufgehängt. Im geräumigen Ofenwinkel ist eine breite Holzbank angebracht, die auch als Ruhebett dienen kann; im anderen Winkel hängt ein hölzerner Geschirrkorb, in dem blanke Holzsteller und braune Thonschüsseln stecken. Die flache Decke, die wie die ganze Stube weiß getüncht ist, zeigt in rohem Stucco die Namen des Erbauers und seiner Ehehälfte sowie das Datum der Erbauung. In einer tiefen Mauernische, die an der vorderen Schmalseite angebracht ist, steht ein dickbäuchiger Mostkrug aus roh bemaltem Steingut, daneben liegen Pfeife, Tabakbeutel und Feuerzeug. Am Uhrkasten hängt der Welser Kalender, über der Ofenbank ruht auf zwei in die Mauer eingelassenen Pflocken ein Brett, auf dem neben einem mächtigen Salzstock das Evangelienbuch und eine alte Hauspostille liegen; am Thürpfosten der Stubenthür hängt ein kleiner Weihwasserkessel, aus dem sich der Bauer besprengt, ehe er an die Arbeit geht. An die

Stube stößt die Küche, sie ist mit dieser gleich lang und nimmt wie diese die halbe Tiefe des Wohnhauses ein; ihre Fenster gehen auf den Garten. Der tief herabgreifende Rauchmantel vermochte es nicht zu hindern, daß das ganze Gewölbe über und über von Ruß geschwärzt wurde. In der inneren Ecke steht der viereckige Herd, der den großen Backofen überdeckt. Vor Jahren bereitete die Bäuerin im Sommer hier das Mahl; die kleine Herdgrube ist noch zu sehen; im Winter kochte sie am Feuer des Stubenofens, doch seitdem sie die Vorzüge des Sparherdes kennt, der vor dem nun vermaurerten Feuerloche des Stubenofens steht, kocht sie Sommer und Winter auf diesem. Nur wenn sie Wäsche hat, heizt sie den großen Waschkessel, der an der Seite des Backofens angebracht ist und, wenn die Zwetschen gedeihen, auch beim Branntweimbrennen seine Dienste thut. Ein großes Cementwasserbecken, das an der äußeren Wand zwischen den Fenstern angebracht ist, wird direct vom Brunnen aus gespeist; unter der Scheuerbank ist eine Hühnersteige angebracht, wo im strengen Winter nachts das Geflügel eingesperrt wird. An Stube und Küche stoßen ein paar Gemächer, die als Schlafkammern für den Hausherrn und die Knechte dienen; in der Giebelstube darüber werden Getreide, Brod, Fleisch- und Mehlvorräthe aufbewahrt. Das Vorhaus, durch das man eintritt, ist unterkellert; daselbst ist in mächtigen Fünf- und Zehneimerfässern Obstmost eingelagert, auf einer erhöhten Brücke liegen Obst- und Kartoffelvorräthe, daneben steht der Bottich mit Sauerkraut, auf den Stufen der Kellerstiege und in Mauernischen aber stehen mit kleinen Brettern zugedeckt die hohen, engen Milchtöpfe.

Die Mägdekammer sowie das mit einem kleinen Kochherde versehene Auszugsstübchen, in welchem die Mutter des Besitzers in Ruhe ihre alten Tage verlebt, sind durch das Vorhaus von den eben geschilderten Wohnräumen getrennt.

Vom Vorhause tritt man durch eine Thür, die ein gewaltiger Holzriegel verschließt, in den quadratischen Hof, der von einem Trottoir aus breiten Steinplatten, der sogenannten Gred, eingefast ist. In den Seitenflügeln, die sich rechtwinkelig an das Wohnhaus anschließen, sind die Stallungen untergebracht, und zwar herrscht rechts die „große Dirne“, wie die erste Stallmagd heißt, über zwölf stattliche Rinder von der edlen fennelfarbenen Mariahofer Race; im linken Flügel steht neben zwei kräftigen Pinzgauer Gäulen ein Paar Zugochsen. Indesß sich an den Kuhstall die Behausung des grunzenden Borstenviehs anlehnt, bleibt neben dem kleineren Pferdestall noch Raum genug für das Einfahrtsthor und für eine weitläufige Remise, wo neben Pflügen und Eggen, Schlitten und Wirthschaftskarren auch der „Kobelwagen“ untergebracht ist, vor welchen der Bauer seinen weniger plumpen Gaul spannt, wenn er sein Weib nach Wels auf den Wochenmarkt fährt; die Scheune schließt den Hof nach rückwärts ab. Die hölzerne Quertenne theilt dieselbe in zwei gleiche Hälften, die durch vertical gestellte Stangen abermals so getheilt

sind, daß vier gleich große Banen entstehen, Öfen oder Barren genannt, in denen die vier Getreidesorten Roggen, Weizen, Hafer und Gerste hoch bis zum First aufgestapelt sind. Dreschflegel und krummzinkige Holzgabeln hängen an mächtigen Säulen, die das Gebälke tragen, auf der Tenne steht die Getreidepuzmühle und in einer der Banen ist ein Bretterverschlag, der Tennkasten angebracht, in welchem die Frucht aufbewahrt wird, so lange sie nicht von der Spreu gesondert ist. Die Wandung der Scheune sowie der Futterböden über den Stallungen besteht aus einfachem Bretterverschlag, Wohnhaus und Stallungen



„Sölde“ bei Kremsmünster.

hingegen sind gemauert, jenes hat einen mit Ziegelpflaster geschützten Dippelboden, diese sind gewölbt. Der Dachstuhl ist stehend; ein Firstbaum, der zwischen den Köpfen der sich kreuzenden Sparren ruht, sowie sogenannte „Windheften“, worunter die Zimmerleute zwei Balken verstehen, die das Sparrensystem der äußeren Dachseite diagonal durchkreuzen, dienen dazu, dem Dachstuhl größere Festigkeit zu verleihen. Der ganze Gebäudecomplex steht unter einem gemeinsamen Dach, ein Umstand, der dazu beiträgt, dem oberösterreichischen Hof das stattliche Ansehen zu geben, auf das sich der Bauer nicht wenig zugute thut. Das enge Anschließen der Ställe und Scheunen an das Wohnhaus macht die Bewirthschaftung in mancher Beziehung bequem und gewährt dem Hausherrn jederzeit den Vortheil einer leichten Übersicht über das ganze Hauswesen. Das nahe Zusammenwohnen sämtlicher Hausgenossen im Verein mit der Isolirung der Höfe bedingt es, daß der

Bauer mit seinem Gesinde zu einer Familie verwächst, über die er mit patriarchalischer Autorität gebietet, doch ergeben sich aus den nämlichen Umständen auch mancherlei Nachtheile, zu denen in erster Linie die Unmöglichkeit zählt, im Falle eines Brandes einen Theil des Hofes vor Einäschung zu retten. Die einheitliche Geschlossenheit des Grundbesizes und die Absonderung der einzelnen Familien machen den Bauer zum alleinigen Herrn auf seinem Gebiete und erfüllen ihn mit jener Befriedigung, die aus dem Bewußtsein unumschränkter Besitzes erwächst. Allerdings steigert sich diese Freude öfter zum prozentaftigen Dünkel, der Alles geringschätzt, was nicht auf einem Eigenhof sitzt, und im Vereine mit angeborenem Starksinn gar oft die Quelle von Grenz- und Wegstreitigkeiten wird, deren theuer erkauftes Resultat kein anderes ist als die Befriedigung, Recht zu behalten.

Zwar herrscht fast im ganzen Lande der gleiche Typus, sowohl was den Grundriß als auch den Aufbau der Höfe anbelangt, doch hat die Laune des Erbauers oder die Rücksicht auf gesteigerte Bedürfnisse im Laufe der Zeit den ursprünglichen Typus mannigfach abgeändert. Wohlhabende Bauern haben schon in älterer Zeit auf ihr Wohnhaus ein Stockwerk aufgesetzt, um geräumigere Fruchtböden und behagliche Wohnräume einzurichten. Außerdem sind innerhalb gewisser Grenzen in verschiedenen Landestheilen eigenthümliche Variationen des gemeinsamen Typus zu beobachten. In älteren Höfen ist der Pferde- oder Ochsenstall im Wohnhause untergebracht, an der unteren Traun und in den Niederungen des Machlandes tauschen Scheune und Rinderstall ihren Platz. Westlich vom Hausruck herrscht bis auf den heutigen Tag der Blockbau vor. An der oberen Krems finden sich dagegen Steinbauten aus dem XVI. Jahrhundert, und der Spruch: „Die Wartberger haben weiße Häuser und schwarzes Brod“, scheint zu beweisen, daß der Steinbau daselbst seit älterer Zeit die Regel ist, obwohl auch östlich von der Traun der Blockbau bis vor wenigen Jahrzehnten nicht selten war. Heute finden sich davon nur spärliche Reste, da Wohnräume und Stallungen durchwegs gemauert sind; nur die mitunter hübsch geschnitzten Tramböden der Stuben haben sich selbst in gemauerten Häusern noch ziemlich häufig erhalten. Indeß hier der erste Stock als ein Luxus der neueren Zeit betrachtet werden kann, ist er am Hausruck und am Inn selbst in den ältesten Holzbauten Regel. Die Fassade dieser alten Häuser ist ferner durch den Schrott, das heißt durch eine Galerie belebt, die unter den Fenstern des ersten Stockwerkes hinläuft und im Vereine mit mancherlei decorativem Beiwerk diesen Bauten einige Ähnlichkeit mit dem Alpenhause verleiht. Zwischen Inn und Hausruck sind zwar Wohnhaus, Stallungen und Scheune wie in den übrigen Bezirken auch im Quadrate angeordnet, doch stehen sie nicht unter einem Dache wie weiter östlich, sondern die vier Tracte sind an den Ecken nur durch Thorbögen mitsammen verbunden. Auch in der Dachung weichen die Häuser des westlichen Gebietes ab; hier tritt an Stelle des Strohdaches ein flaches, weit ausladendes Holzdach

Die großen und roh behauenen Schindeln sind ohne Nuth und Feder voll auf Zug gelegt und werden durch Pfosten, die parallel zu den Gesimskanten quer über gelegt und mit Steinplatten beschwert sind, festgehalten. Beachtenswerth und interessant ist der Umstand, daß die Grenze zwischen Holz- und Strohdach mit der ehemaligen österreichisch-bairischen Landesgrenze zusammenfällt.

Neben dem regelrechten Bauernhofe erscheint außer dem bescheidenen Häuschen des Tagelöhners, das keinerlei Eigenthümlichkeiten aufweist, die von ethnographischem Interesse



Gruppendorf: Helmberg bei Kremsmünster.

wären, noch die „Sölde“. Der Söldner, der es ebenjowenig wagt, sich „Bauer“ zu nennen, als es dem Durchschnittsbauer erlaubt ist, sich den Titel „Meier“ beizulegen, nennt nur ein Besitzthum von wenig Jochen sein Eigen. Er hält selten Pferde oder Zugochsen, sondern spannt seine Kühe vor den Pflug. Seinem geringen Besitzthum entspricht auch seine Wohnung. Wohnhaus und Stallung haben ein gemeinsames Dach und bilden eine Front. Die Scheune steht entweder seitwärts unter einem besonderen Dache oder sie bildet mit dem Wohnhause einen Hofen.

Im ganzen Gebiete zwischen dem Fuße der Alpen und der Donau, sowie in den südlichen Theilen des Mühlviertels erscheint neben dem Einzelhof das Gruppendorf von drei bis fünf, selten von zehn bis zwölf Hoffstätten. Wo das Terrain coupirt ist, wie am Fuß der Alpen, bildet nicht selten der Dorfgrund, geradejo wie der Grundcomplex des

Einzelnhofes, geographisch eine abgeschlossene Einheit und die Parcellen sind mit einer gewissen Regelmäßigkeit vertheilt. Die Häuser des Dorfes sind nicht allzu nahe aneinander gerückt und der niemals fehlende Hausgarten gestattet jeder einzelnen Familie eine gewisse Freiheit der Bewegung. Jeder Hof hat, wenn sich das Thor nicht auf die Gasse öffnet, seine eigene Zufahrtsstraße, die auf die Dorfgasse mündet. Diese verzweigt sich nach zwei oder mehreren Richtungen hin durch den Grund und trifft an der Grenze mit der Straße des Nachbardorfes zusammen.

Die geschilderten Anlagen finden sich im ganzen Lande, doch so, daß mit der Verflachung des Terrains der Einzelnhof seltener wird.

An der Grenze von Salzburg ist das Alpenhaus bis zum linken Ufer der Mattig vorgedrungen, wird aber in neuerer Zeit von der im nördlichen Innviertel seit Alters her üblichen Hofanlage zurückgedrängt. In das nördliche und nordöstliche Mühlviertel ist aus den benachbarten Bezirken von Böhmen und Niederösterreich das Gassendorf eingedrungen, welches der Landschaft in dem Grade einen eigenartigen Charakter verleiht, daß der Bewohner der südlichen Bezirke, wenn er in die Gegend von Mönichdorf oder Zwettl kommt, in einem fremden Lande zu sein wähnt. Die Gasse geht geradlinig mitten durch den Dorfgrund; rechts und links von der Gasse laufen die langgestreckten, verhältnißmäßig schmalen Parcellen auseinander. Wo diese mit der Schmalseite an die Gasse stoßen, liegen die Höfe so angeordnet, daß das Wohnhaus mit der Giebelseite auf die Gasse schaut; eine Holzplanke verbindet je zwei Nachbarhöfe. Häufig erweitert sich die Gasse zu einem ringförmigen Platz, Pregelgarten genannt, der umfriedet ist und als Tummelplatz für das Kleinvieh oder als Weideplatz für den Dorfstier dient. Mitunter erscheint auch die einseitige Dorfanlage, in welchem Falle sich die nicht immer geschlossene Häuserzeile eine halbe Wegstunde und darüber an der Straße hinzieht. Mit dem Gassendorf ist stets auch die in den angrenzenden Bezirken von Böhmen und Niederösterreich herrschende Hausform verbunden. Im Wesentlichen bestehen die ziemlich gleichförmig angelegten Höfe aus zwei parallelen Tracten, die durch eine Bretterwand oder eine dünne Mauer verbunden sind; ein Thor gewährt dem Fuhrwerk, die daneben angebrachte Thür dem Fußgänger Zutritt zu dem rechteckigen Hofraum, der nach rückwärts durch die quergestellte Scheune abgeschlossen wird. Sowohl die beiden Seitenflügel als auch die Scheune stehen unter einem besonderen Dache. Von der „Gred“, die an den beiden Flügeln hinläuft, tritt man in das Vorhaus, von dem aus besondere Eingänge in die kleine, fensterlose Küche und in die geräumigere Wohnstube führen. Diese empfängt ihr Licht durch je zwei Fenster von der Gasse und vom Hof her. An die Stube lehnt sich eine kleine Kammer, deren einziges Fenster auf die Gasse schaut. Der Kochherd steht hinter dem großen Stubenofen. Der offene Sommerherd der Küche dient fast ausschließlich zum Backen der beliebten „Krapfen“.

Von der Küche aus wird auch der Backofen geheizt, der mit seinem Hohlraum aus der Hauptmauer hinaustritt und unter einem niedrigen Pultdache steht. Im kleinen ebenerdigen Keller, der den Mägden als Schlafkammer dient, sind Kartoffeln, Rüben und Sauerkraut aufbewahrt. Die Knechte schlafen zur Sommerszeit im Heu, im Winter in den Ställen. Die niedrigen Dachstuben dienen als Fruchtböden, überdies stehen dort die Kleidertruhen der Diensthoten. Im zweiten Tract, der etwas schmaler ist als das Wohnhaus der Familie, wohnen in ganz ähnlich vertheilten Räumen die Auszügler.



Gassendorf: Kirchberg bei Freistadt.

Die Wohnräume sind aus Bruchsteinen oder aus Ziegeln aufgeführt und stehen unter einem Satteldach. Die Giebelwände sind mit Brettern verschlagen und lassen durch runde Fenster spärliches Licht in den Dachraum fallen. Öfter sind die der Gasse zugekehrten Giebelwände bis zur Kehlbalkenhöhe gemauert und die Bodenräume zu Dachstuben eingerichtet; in diesem Falle ist das Dach gegen die Gasse zu durch einen in der Kehlbalkenhöhe beginnenden Halbschopf abgeschlossen. Schuppen und Stallungen lehnen sich in mannigfacher Vertheilung rückwärts an die Wohnräume, mit denen sie unter einem Dache stehen. Aufbau und Dachung zeigen keine wesentlichen Eigenthümlichkeiten; erwähnenswerth ist nur, daß in jenem westlichen Theile des Landes, der ehemals unter Passau'scher Herrschaft stand, an die Stelle des Strohdaches das flache Holzdach mit Steinbeschwerung tritt.

Die ländliche Hausform ist nicht ohne Einfluß auf die Anlage des städtischen Hauses geblieben; in den Märkten und den kleinen Landstädtchen, ja selbst in der Hauptstadt des Landes trifft man heute noch alte Häuser, die im Grundriß die Abstammung vom landesüblichen Bauernhofe nicht verleugnen können. Dagegen läßt sich in neuerer Zeit der in der Nähe der Stadt wohnende Bauer wie anderweitig so auch in der Einrichtung und Ausschmückung seines Hauses nicht ungerne von städtischem Wesen beeinflussen, besonders lieben es die Großbauern, die auf den im Laufe der Zeit vererbte Höfen der mittelalterlichen Amtleute sitzen und sich mit aristokratischem Stolze den Titel Meier beilegen, der Freude an ihrem Besitze durch Aufführung von Prachtbauten Ausdruck zu geben und in ihren Prunkgemächern allerlei städtischen Luxus zur Schau zu stellen.



Hof eines Großbauers: Kremszellhof bei Bad-Hall.